Jc 163.838
WIENER STAATSBIBLIOTHEK

II

1. Brief an den Zensor
2. Der Amtsdiener
3. Theaterprobleme
   B7 Karl der große u. Wilhelm Voigt
4. Feuilleton und Bühne
5. Der Bilderdieb
6. Der Schmock und die Bajadere
7. Der Glanzlederfauteuil
8. Die Goethe-Beleidigung
9. Herr Jarno
10. Sylvesternacht

Auflage nach der Confiscation.

DIE FACKEL

NR. 84 WIEN, ENDE OCTOBER 1901 III. JAHR

Brief an den Censor.

An das Censur-Departement der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei

Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich um eine Verfügung anzusuchen, wonach das im Deutschen Volkstheater aufgeführte Bühnenwerk »Der neue Simson« von C. Karlweis in der vorliegenden Fassung verboten, beziehungsweise die Streichung der Figur des »Alfred Ackermann«, als einer deutlichen Persiflage seiner Person, angeordnet wird. Der Gefertigte beruft sich auf die »Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird«. Der fünfte Punkt der »die Handhabung der Theaterordnung betreffenden Instruction an die Statthalter derjenigen Kronländer, in welchen die Theaterordnung in Wirksamkeit tritt«, lautet:

»Ebenso ist nicht gestattet, Personen, die noch am Leben sind, ... zum Gegenstande von Bühnenvorstellungen zu machen.«

Bevor die löbliche Behörde diese Bestimmung gegen das Bühnenwerk »Der neue Simson« in Anwendung bringt, wird sie natürlich gewissenhaft zu prüfen haben, ob deren Bedingungen für den in Rede stehenden Censurfall zutreffen. Sie wird sich zu fragen haben: 1. ob ich noch am Leben bin, und 2. ob ich in dem Stücke »Der neue Simson« zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Die erste Frage wird wohl selbst von meinen ärgsten Feinden

im zustimmenden Sinne beantwortet werden. Auch nach der Aufführung des »Neuen Simson«. Der Censor, Herr Statthaltereirath Wagner v. Kremsthal, könnte einwenden, dass ich von der ‚Neuen Freien Presse' bereits zu wiederholtenmalen todtgeschwiegen wurde und daher für die österreichischen Behörden — etwa mit Ausnahme der Steuerbehörde — nicht existiere. Aber ernstlich kann er sich für die ursprüngliche Freigabe des Karlweis'schen Stückes nicht einmal durch Hinweis auf die bekannten Placate »Die ‚Fackel' ist todt!« entschuldigen; denn noch vor der ersten Aufführung des »Neuen Simson« musste er erfahren haben, dass ich trotz dem Manöver eines wüthenden, ~~weil~~ um die beste Kundschaft gebrachten Druckers und trotz den gegentheiligen Wünschen zahlreicher Leser der ‚Fackel' »noch am Leben« bin. Ueber dieses »noch« kommt kein Wiener Autor, kein Mitglied der »Concordia« und kein Theaterdirector hinweg. Aber auch der Censor, dessen mimosenhaftes Empfinden allemal an der Benützung irgend eines gräflichen Namens auf einem Theaterzettel Anstoss nimmt, auch er sollte darüber nicht hinwegkommen. Dass ich in einer Welt, in der Herr Felix Dörmann einen Dichterpreis bekommt und Herr Karlweis mit Aristophanes verwechselt wird, nicht gern lebe, hat den Statthaltereirath Wagner v. Kremsthal nicht zu kümmern; wie er sich denn auch bei Interpretation der Theaterordnung nicht von der Erwägung bestimmen lassen darf, dass mich so viele an Ehren und Einfluss reiche Männer dieses Staates nicht gern leben sehen. Ich lebe, und darüber gibt es vom Standpunkte der fünften Bestimmung der Theaterinstruction dd. 25. November 1850 keine weitere Discussion.

Jetzt wäre nur noch nachzuweisen, dass ich in der Figur des »Alfred Ackermann« thatsächlich zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Ich persönlich leugne das natürlich, da ich mich in der Gestalt eines sechzehnjährigen Gymnasiasten beim

besten Willen nicht erkennen kann und in der Gestalt des Fräuleins Wallentin nicht erkennen mag. Aber es scheint mir hier doch weniger auf meinen subjectiven Eindruck, der möglicherweise gar durch eine Regung von Eitelkeit getrübt ist, anzukommen, als auf die Absicht des Autors und die notorische Ansicht, die in den Kreisen der Theaterbesucher und der Kritik verbreitet ist. Ich lege diesem Gesuche die übereinstimmenden Urtheile in- und ausländischer Blätter bei, die sammt und sonders, wohl- oder übelwollend, in der Figur des Alfred Ackermann meine Wenigkeit erkannt haben und die zum Theil sogar der Vermuthung Raum gaben, dass das ganze Stück nur wegen der einen Episode geschrieben und nichts als ein dramatischer Vorwand sei für die in gewissen Kreisen längst ersehnte Schächtung des Herausgebers der ‚Fackel'. Ich verweise auf die behagliche Ausführlichkeit, mit der Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt' die Hälfte seines Feuilletons den »Keulenschlägen« widmet, die in dem Bühnenwerke »Der neue Simson« auf das unschuldige Haupt des Fräuleins Wallentin herabsausen. Ich verweise auf die Nr. 4596 des ‚Deutschen Volksblattes', dessen mir durchaus nicht freundlich gesinnter Theaterreferent berichtet: »Auf der Bühne des Herrn Directors v. Bukovics wurde gestern eine Hinrichtung vollzogen oder zum Mindesten wollte man den Eindruck erwecken, als ob das Opfer der Justificierung todt vom Platze getragen worden wäre .... Die dreiactige Komödie ‚Der neue Simson' von C. Karlweis ist kein Tendenzstück, wenn es sich auch in dem Gewande eines solchen zeigt, es ist nichts als eine dramatisierte Polemik gegen Karlchen Kraus, den Herausgeber der ‚Fackel', verbrämt mit einigen Zuthaten, die die eigentliche Absicht des Autors weniger deutlich und aufdringlich erscheinen lassen sollen .... Das ist aber, wie gesagt, Alles nur als Rahmen zum Porträt des ‚Fackel'-Kraus gedacht, der uns als ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes,

freches Bürschchen vorgeführt wird, das nichts gelernt hat, aber über Alles aburtheilt, und das schliesslich eine Zeitung gründet, welcher empfohlen wird, sich — ‚Der Gestank' zu nennen. Man kann sich denken, mit welchem Halloh diese dramatische Caricatur von jenem Theile der Premièrenbesucher aufgenommen wurde, der auf Seite der Gegner ‚Karlchens' steht .... Fräulein Wallentin hatte Hosen angezogen und sich die Maske des Herrn Kraus zurechtgelegt, der übrigens seiner Hinrichtung persönlich beiwohnte.« Der Berichterstatter der ‚Reichswehr' meint verweisend, dass der Autor seine Tendenz »auch ohne Heranziehung einer bestimmten Person« hätte sinnfällig machen können, und schreibt: »Die Bühne ist nicht der richtige Ort zur Austragung privater Streitigkeiten. Es mag verlockend sein, einen Gegner auf dem Theater zu carikieren oder auch tüchtig abkanzeln zu lassen, man gewinnt damit vielleicht sogar die Lacher auf seine Seite, aber die ruhigen, ernst denkenden Köpfe nicht.« Die ‚Deutsche Zeitung' meldet, dass das Publicum etliche Anspielungen in dem Dialog, in dem Alfred Ackermann »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen auf den Autor einer hiesigen Zeitschrift abgekanzelt wird«, »mit johlendem Beifall« aufnahm. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt' schreibt: »Dass sich Karlweis dazu herbeiliess, das publicistische Wirken des Herausgebers einer hiesigen Zeitschrift zum Gegenstand einer dramatischen Polemik zu machen, war kein glücklicher Einfall, wenn er auch den Beifall eines grossen Theiles des in seiner Zusammensetzung nur zu sehr bekannten Premièren-Publicums fand.« Der Kritiker des ‚Vaterland' meint, das Stück verrathe die Tendenz, »eine ‚Fackel' für immer auszublasen«; Herr Karlweis habe »die Mission erfüllt, mit der in Wien so viel gelesenen und dabei so vielfach todtgeschwiegenen ‚Fackel' im Namen Vieler abzurechnen«. Es sei »schade um Herrn C. Karlweis' Talent, das sich in Dienstfertigkeit für actuelle journalistische Beschwerden ver-

braucht.« — Ich verweise auf die Todtschweigepresse selbst, die sich um das Ereignis nur mühsam herumgedrückt hat und ihrer dankbaren Freude über das Entgegenkommen des Herrn Karlweis so lauten Ausdruck gab, dass sie beinahe verrathen hätte, wen sie in der Figur des jungen Ackermann zu erkennen glaubte. Ich erwähne als gewiss bezeichnende Thatsache, dass mir ein Bureau, welches alle auf die ‚Fackel' bezüglichen Zeitungsausschnitte einsendet, zum erstenmal einen Ausschnitt — man denke nur — aus der ‚Neuen Freien Presse' verehrt hat. Auch von auswärtigen Blättern, deren Kritiker mich an jenem Abend zugleich im Zuschauerraum und auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters angetroffen haben wollen, lege ich nur einige wenige, deren ich habhaft werden konnte, dem löblichen Censuramte vor. ~~Herr Siegfried Löwy, der~~ Theatergalopin ~~zwischen Wien und Berlin,~~ gibt im ‚Börsencourier' den folgenden Tendenzbericht aus: »Animierte Stimmung ... Die scharfgemünzten, ersichtlich an eine stadtbekannte Adresse gerichteten Pointen demonstrativ langanhaltend unter heiterster Zustimmung applaudiert«. Die ‚Kölnische Zeitung' versichert, dass neulich in Wien »der Herausgeber der ‚Fackel' einigermassen persönlich auf die Bühne gekommen« sei, und unser Franz Servaes veröffentlicht ein siebenspaltiges Feuilleton im Berliner ‚Tag', in dessen erstem Satz er mich bereits nennt und auffordert, mich »bei Herrn Karlweis höflichst zu bedanken«. Selbst er, der als Kunstkritiker Wüstensand mit Schnee und einen Sessel mit einer Druckerpresse verwechselt hat, hat mich in der Figur des Alfred Ackermann erkannt. Aber selbst er findet »die grosse Heldenthat, die Anzapfung von Kraus«, wie er sagt, nicht geschmackvoll. Denn — »Grundgütiger«, ruft er aus, »das ist die Anzapfung eines einzelnen, der sehr viele Feinde hat und der schon halbtodt ist«. (Halbtodt, Herr Wagner v. Kremsthal! Wohlgemerkt! Aber — »noch lebend«)

Ich brauche wohl nicht weitere Belege beizubringen, um die Identität der Bühnenfigur mit meiner Person oder, worauf es hier einzig ankommt, die Absicht der Identificierung zu beweisen. Die Bedingungen des Punktes 5 der Instruction sind also vollständig erfüllt. Und nun richte ich an den Herrn, der über das Wohl und Wehe der Bühnenschriftsteller zu entscheiden hat und sonst so prompt die Paragraphe einer veralteten Theaterordnung aus dem Archivstaube hervorzuholen weiss, die Frage, warum er gerade bei der Lectüre des »Neuen Simson« in liberalster Gemüthlichkeit den Rothstift sachte zur Erde gleiten liess. Würde er, wenn ein Dramatiker es heute wagte, statt des Kampfes gegen die Corruption die Corruption selbst auf offener Schaubühne zu geisseln, mit der gleichen Gelassenheit zusehen? Würde er, wenn in die k. k. Statthalterei die Kunde dränge, ~~Herr~~ ~~Bukovics~~ beabsichtige, den Herausgeber eines andern Blattes, etwa Herrn Benedikt, oder sonst eine Person, die noch am Leben ist, etwa ~~Herrn Taussig oder~~ den ~~Hofrath~~ Hahn, seinem Publicum vorzuführen, nicht mit Berufung auf § 5 schleunig das Verbot des Werkes aussprechen oder die Streichung der Scene anordnen? Die Devise: Gleiches Unrecht für alle! scheint unseren Machthabern noch immer nicht geläufig zu sein, und wie Frau Themis in unseren Landen manchmal ein Auge weit aufreissen muss, um das andere desto fester zudrücken zu können, so will man auch in den Verwaltungsämtern auf die traditionelle Hantierung mit zweierlei Mass nicht verzichten... Ich folge nur meiner schlechten Gewohnheit, die Institutionen, die allgemeinen Angriffen muthig Stand halten, in ihren Vertretern zu bekämpfen, wenn ich dem unmassgeblichen Wunsche Ausdruck leihe, man möge vor der Abschaffung der Censur an die Abschaffung des Herrn Wagner v. Kremsthal denken. Heute, wo ~~Fräulein Lanius~~ die Verbote der Volkstheaterstücke nicht mehr aufheben und nicht mehr bewirken kann, heute, da die Be-

urtheilung literarischer Arbeiten ausschliesslich der Einsicht der Herren Kielmansegg und Kremsthal überlassen ist, scheint die Sicherheit der Bühnenautoren vollends erschüttert. Die Censur ist höchstens noch dazu da, den § 5 der Theaterverordnung zu übertreten. Aber sie wird sich, wenn sie sich diese Function bewahren will, zur Consequenz entschliessen müssen. Sollte es nächstens einem andern Aristophanes einfallen, Herrn Wagner v. Kremsthal »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen« als Episodenfigur auf die Bühne zu bringen, wird der Rothstift von den bedenklichen Stellen schamroth abgleiten und dann zur Streichung des § 5 verwendet werden müssen.

Ich für mein Theil verlange heute die Streichung der Figur des Alfred Ackermann. Ich geselle diesem Verlangen den Ausdruck der Missbilligung, dass der Censor nicht schon bei der Ueberreichung der Komödie seines Amtes gewaltet hat. Um aller missverständlichen Deutung dieser Beschwerde vorzubeugen, erkläre ich, dass ich mich durch das Bühnenwerk »Der neue Simson« nicht beleidigt, sondern bloss gelangweilt fühle. Dennoch spreche ich den Wunsch aus, dass ein einmal bestehender, hundertmal angewendeter Paragraph auch diesmal zur Anwendung komme. Diesen Wunsch enthülle ich als die Abneigung gegen die erweisbare Absicht, auf meinem Rücken ein Tantièmengeschäft zu etablieren. Der bei der Première trotz dem Beifalle der Philister durchgefallene »Simson« fand erst lebhaften Zulauf, als durch die Blätterberichte bekannt wurde, welch seltene, ausserhalb der dramatischen Wirkung bereitete Sensation den entzückten Börsenbesuchern des Deutschen Volkstheaters geboten werde. Nicht die verhasste Polizeicensur rufe ich an, sondern die Geschmackscensur, die sich diesmal zufällig auf einen Polizei-Paragraphen stützen kann. Wenn schon, wie ~~uns~~ Herr Karlweis und seine Concordiabrüder versichern, der Kampf gegen die

Corruption einträglicher ist als die Corruption, so soll wenigstens die Bekämpfung jenes Kampfes nicht das einträglichste der Uebel sein. Die tröstende Ansicht, dass in diesem Fall auch der Angegriffene profitiere, lasse ich nicht gelten, und ich lehne die Aufforderung ab, mich bei dem Autor des »Neuen Simson« für eine »Reclame« zu bedanken. Nur ein perverses Ruhmesbedürfnis fände in der Aussicht Befriedigung, dass ethische Bestrebungen bekannter werden, wenn man sie verdächtigt. Aber ich wahre ein noch wichtigeres öffentliches Interesse, wenn ich das Verbot meiner Vorführung auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters verlange. Sicherlich würde die Behörde die scenische Verunglimpfung irgend eines einflussreichen Bankdiebes, die »Anzapfung« eines stadtbekannten Pauschaliennehmers nicht zulassen: So hat sie immer noch die Ausrede, dass sie agitatorische Wirkungen von der reinen Kunstzwecken dienenden Schaubühne fernhalten will. Welche verdammenswerthen Tendenzen aber lässt sie durch Verhöhnung des Kampfes gegen die Unmoral Popularität gewinnen! Auch ich begehre wie so viele Collegen im Schreibfache eine »Subvention seitens der Regierung«. Sie bestehe darin, dass mir meine staatsfreundliche Arbeit nicht erschwert wird, dass die Behörden nicht willig zu einer Gesetzesverletzung den Arm leihen, wenn's die Privatrache einer erzürnten Pressmeute verlangt. Wenn ein Staat schon zu feig ist, um offen seine Sympathie für den Kampf gegen seine Parasiten zu bekunden, dann soll er wenigstens die Selbsterniedrigung nicht bis zur offenen Unterstützung seiner Todfeinde treiben. Gegen die Verbreitung der Heilslehre, dass man »nicht niederreissen, sondern aufbauen« solle, hätte ich nichts einzuwenden, so lange bloss der eingeweihte Börsenpöbel der Offenbarungen einer dreisten Unmoral theilhaftig werden konnte. Aber ich muss mich entschieden dagegen auflehnen, dass man den zum Genusse des »Neuen Simson« nachrückenden Bevöl-

kerungsschichten falsche Meinungen über den Corruptionshass beibringt, der heute die einzige ehrlich positive Aufgabe aller wahren Patrioten bildet . . .

Die Scene ist ein Schlachtfeld, auf dem nicht geschlagen, sondern geschlachtet, der Sieg nicht erkämpft, sondern gewonnen, und über einen abwesenden Gegner mühelos triumphiert wird. Die Erwiderung von einem Balkonsitz ist nicht gestattet, und das nachträglich geschriebene Wort kann gegen die stärkere Resonanz der Bühnenrede nicht aufkommen. Wenn es eine Forderung radicaler Parteien ist, dass dem Clerus das Politisieren von der Kanzel verboten werde, so kann mit demselben Recht auch im literarischen Streite unbedingte Gleichartigkeit der Waffen verlangt werden. Eine mächtige Tagespresse organisiere sich zu meiner Ausrottung und verwerthe die abgestandenen Weisheiten, durch die der »Neue Simson« bei völliger Leere doch den besondern Zweck erreicht! Aber die Herren wissen, dass sie dann nicht des Zehntheils ihres heutigen Erfolges sicher wären, und ich bin in der misslichen Lage, ein Gegendrama, das ich etwa im Pulte liegen habe, weder bei der Censur durch- noch bei Herrn Bukovics anzubringen.

Ich spreche die Erwartung aus, dass die k. k. Statthalterei die angeführten Gründe berücksichtigen und die Direction des Deutschen Volkstheaters anweisen wird, das Bühnenwerk »Der neue Simson« fortan in veränderter Form zur Darstellung zu bringen. Um einer neuerlichen Beschwerde vorzubeugen, wird es sich empfehlen, mich zu einer Probe des censurierten Stückes zuzuziehen. Eine Bestimmung der Theaterordnung besagt nämlich, dass es »dem Tacte der öffentlichen Organe überlassen« sei, von ihren Befugnissen den Bühnenleitern gegenüber »mit aller Umsicht Gebrauch zu machen« . . .

Der Herausgeber der ‚Fackel', Karl Kraus.

Diese Eingabe an das Censurdepartement der k. k. Statthalterei gedachte ich zu überreichen, als

die Tagesblätter meldeten, dass der »Neue Simson« sich als »Cassenstück« bewähre und von der Direction des Deutschen Volkstheaters für mehrere Abende in der Woche auf das Repertoire gesetzt sei. Ich unterliess die Ueberreichung, da von dem Krankenlager des Autors schlimme Nachrichten in die Oeffentlichkeit drangen. Die Durchsetzung meiner gerechten Beschwerde hätte die Freude eines schwer leidenden Schriftstellers getrübt, dem die Coterie, die ihn in so entwürdigende Stellung gebracht, nunmehr aus Schuldbewusstsein einen dramatischen Scheinerfolg vortäuschte. C. Karlweis, dessen epigonenhaft zarte Begabung der Riesenlast künstlich gethürmten Ansehens nicht gewachsen war, ist gestorben. Ahnungslos hat seine vordringlichste Lobrednerin, die ‚Neue Freie Presse', diesen Satiriker und Geissler der Sitten seiner Zeit am treffendsten von allen charakterisiert: »Auch mit der Censur hatte Karlweis niemals einen Anstand« . . . Irrig ist aber die Vermuthung, dass der im schlechtesten Coulissengeiste den Langer, Kaiser und O. F. Berg entfernt Verwandte ein Volksdichter gewesen sei, und wieder einmal droht ein für die Innere Stadt präpariertes Wienerthum mit dem urthümlichen verwechselt zu werden. Indes, die Bereitwilligkeit, einen Autor zu überschätzen, hält bei der Clique nicht länger vor, als es ihr das Interesse gebietet, und unsterblich pflegen ihre Günstlinge nur solang zu sein, als sie nicht gestorben sind. Für die Stücke des todten Karlweis, für die materielle Wohlfahrt der Hinterbliebenen wird, mag auch Herr Bukovics in einer Grabrede, in der er seinem Theater Reclame machte, feierlich das »Vermächtnis« des Autors übernommen haben, keine notizenschreibende Hand sich rühren. Und so wird denn der »Neue Simson« aus dem Repertoire verschwinden, ehe meine Beschwerde, wollte ich sie heute überreichen, von Herrn Wagner v. Kremsthal erledigt wäre.

* * *

BRIEF AN DEN ZENSOR

Oktober 1901

Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich, das Zensur-Departement der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei um eine Verfügung anzusuchen, wonach das im Deutschen Volkstheater aufgeführte Bühnenwerk »Der neue Simson« von C. Karlweis in der vorliegenden Fassung verboten, beziehungsweise die Streichung der Figur des »Alfred Ackermann«, als einer deutlichen Persiflage seiner Person, angeordnet wird. Der Gefertigte beruft sich auf die »Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird«. Der fünfte Punkt der »die Handhabung der Theaterordnung betreffenden Instruktion an die Statthalter derjenigen Kronländer, in welchen die Theaterordnung in Wirksamkeit tritt«, lautet: »Ebenso ist nicht gestattet, Personen, die noch am Leben sind, ... zum Gegenstande von Bühnenvorstellungen zu machen.«

Bevor die löbliche Behörde diese Bestimmung gegen das Bühnenwerk »Der neue Simson« in Anwendung bringt, wird sie natürlich gewissenhaft zu prüfen haben, ob deren Bedingungen für den in Rede stehenden Zensurfall zutreffen. Sie wird sich zu fragen haben: erstens, ob ich noch am Leben bin, und zweitens, ob ich in dem Stücke »Der neue Simson« zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Die erste Frage wird wohl selbst von meinen Todfeinden im zustimmenden Sinne beantwortet werden. Auch nach der Aufführung des »Neuen Simson«. Der Zensor, Herr Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal, könnte einwenden, daß ich von der ‚Neuen Freien Presse' bereits zu wiederholtenmalen totgeschwiegen wurde und daher für die österreichischen Behörden — etwa mit Ausnahme der Steuerbehörde — nicht existiere. Aber ernstlich kann er sich für die ursprüngliche Freigabe des Karlweis'schen Stückes nicht einmal durch Hinweis auf die bekannten Plakate »Die ‚Fackel' ist tot!« entschuldigen; denn noch vor der ersten Aufführung des »Neuen Simson« mußte er erfahren haben, daß ich trotz dem Manöver eines um seine beste Kundschaft gebrachten und deshalb mit Recht wütenden Druckers und trotz den gegenteiligen Wünschen zahlreicher Leser der ‚Fackel' noch am Leben« bin. Über dieses »noch« kommt kein Wiener Autor, kein Mitglied der »Concordia« und kein Theaterdirektor hinweg. Aber auch der Zensor, dessen mimosenhaftes Empfinden allemal an der Benützung irgend eines gräflichen Namens auf dem Theaterzettel Anstoß nimmt, auch er sollte darüber nicht hinwegkommen. Daß ich in einer Welt, in der Herr Leo Hirschfeld einen »Frauenbezugspreis« und nicht einmal Herr Viktor Leon eine Entmutigungsprämie bekommt und in der Herr Karlweis mit Aristophanes verwechselt wird, nicht gern lebe, hat den Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal nicht zu bekümmern; wie er sich denn auch bei Interpretation der Theaterordnung nicht von der Erwägung bestimmen lassen darf, daß mich so viele an Ehren und Einfluß reiche Männer dieses Staates nicht gern leben sehen. Ich lebe, und darüber gibt es vom Standpunkte der fünften Bestimmung der Theaterinstruktion de dato 25. November 1850 keine weitere Diskussion.

Jetzt wäre nur noch nachzuweisen, daß ich in der Figur des »Alfred Ackermann« tatsächlich zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Ich persönlich leugne das natürlich, da ich mich in der Gestalt eines sechszehnjährigen Gymnasiasten beim besten Willen nicht erkennen kann und in der Gestalt des Fräuleins Wallentin nicht erkennen will. Aber es scheint mir hier doch weniger auf meinen subjektiven Eindruck, der möglicherweise durch eine Regung von Eitelkeit getrübt ist, anzukommen, als auf die Absicht des Autors und die notorische Ansicht, die in den Kreisen der Theaterbesucher und der Kritik verbreitet ist. Ich lege diesem Gesuche die übereinstimmenden Urteile in- und ausländischer Blätter bei, die samt und sonders, wohl- oder übelwollend, in der Figur des Alfred Ackermann meine Wenigkeit erkannt haben und die zum Teil sogar der Vermutung Raum gaben, daß das ganze Stück nur wegen der einen Episode geschrieben und nichts als ein dramatischer Vorwand sei für die in gewissen Kreisen längst ersehnte Schächtung des Herausgebers der ‚Fackel'. Ich verweise auf die behagliche Ausführlichkeit, mit der Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt' die Hälfte seines Feuilletons den »Keulenschlägen« widmet, die in dem Bühnenwerke »Der neue Simson« auf das unschuldige Haupt des

~~Frä ulein Wallentin~~ herabsausen. Ich verweise auf die Kritik des ‚Deutschen Volksblattes', dessen mir durchaus nicht freundlich gesinnter Theaterreferent also berichtet: »Auf der Bühne des Herrn Direktors v. Bukovics wurde gestern eine Hinrichtung vollzogen oder zum Mindesten wollte man den Eindruck erwecken, als ob das Opfer der Justifizierung tot vom Platze getragen worden wäre .... Die dreiaktige Komödie ‚Der neue Simson' von C. Karlweis ist kein Tendenzstück, wenn es sich auch in dem Gewande eines solchen zeigt, es ist nichts als eine dramatisierte Polemik gegen ~~Karlchen~~ Kraus, den Herausgeber der ‚Fackel', verbrämt mit einigen Zutaten, die die eigentliche Absicht des Autors weniger deutlich und aufdringlich erscheinen lassen sollen .... Das ist aber, wie gesagt, alles nur als Rahmen zum Porträt des ‚Fackel'-Kraus gedacht, der uns als ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, freches Bürschchen vorgeführt wird, das nichts gelernt hat, aber über alles aburteilt, und das schließlich eine Zeitung gründet, welcher empfohlen wird, sich — ‚Der Gestank' zu nennen. Man kann sich denken, mit welchem Halloh diese dramatische Karikatur von jenem Teile der Premièrenbesucher aufgenommen wurde, der auf Seite der Gegner ‚Karlchens' steht .... Fräulein Wallentin hatte Hosen angezogen und sich die Maske des Herrn Kraus zurechtgelegt, der übrigens seiner Hinrichtung persönlich beiwohnte«. Der Berichterstatter der ‚Reichswehr' meint verweisend, daß der Autor seine Tendenz »auch ohne Heranziehung einer bestimmten Person« hätte sinnfällig machen können, und schreibt: »Die Bühne ist nicht der richtige Ort zur Austragung privater Streitigkeiten. Es mag verlockend sein, einen Gegner auf dem Theater zu karikieren oder auch tüchtig abkanzeln zu lassen, man gewinnt damit vielleicht sogar die Lacher auf seine Seite, aber die ruhigen, ernst denkenden Köpfe nicht«. Die ‚Deutsche Zeitung' meldet, daß das Publikum etliche Anspielungen in dem Dialog, in dem Alfred Ackermann »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen auf den Autor einer hiesigen Zeitschrift abgekanzelt wird«, »mit johlendem Beifall« aufnahm. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt' schreibt: »Daß sich Karlweis dazu herbeiließ, das publizistische Wirken des Herausgebers einer hiesigen Zeitschrift zum Gegenstand einer dramatischen Polemik zu machen, war kein glücklicher Einfall, wenn er auch den Beifall eines großen Teiles des in seiner Zusammensetzung nur zu sehr bekannten Premièren-Publikums fand.« Der Kritiker des ‚Vaterland' meint, das Stück verrate die Tendenz, »eine ‚Fackel' für immer auszublasen«; Herr Karlweis habe »die Mission erfüllt, mit der in Wien so viel gelesenen und dabei so vielfach totgeschwiegenen ‚Fackel' im Namen Vieler abzurechnen«. Es sei »schade um Herrn C. Karlweis' Talent, das sich in Dienstfertigkeit für aktuelle journalistische Beschwerden verbraucht«. — Ich verweise auf die Totschweigepresse selbst, die sich um das Ereignis zwar herumzudrücken suchte, aber ihrer dankbaren Freude über das Entgegenkommen des Herrn Karlweis noch so lauten Ausdruck gab, daß sie beinahe verraten hätte, wen sie in der Figur des jungen Ackermann zu erkennen glaubte. Ich erwähne als gewiß bezeichnende Tatsache, daß mir ein Bureau, welches alle auf die ‚Fackel' bezüglichen Zeitungsausschnitte einsendet, zum erstenmal einen Ausschnitt — man denke nur — aus der ‚Neuen Freien Presse' verehrt hat. Auch von auswärtigen Blättern, deren Kritiker mich an jenem Abend zugleich im Zuschauerraum und auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters angetroffen haben wollen, lege ich nur einige wenige, deren ich habhaft werden konnte, dem löblichen Zensuramte vor. Ein Theatergalopin gibt im ‚Berliner Börsencourier' den folgenden Tendenzbericht aus: »Animierte Stimmung... Die scharfgemünzten, ersichtlich an eine stadtbekannte Adresse gerichteten Pointen demonstrativ lang anhaltend unter heiterster Zustimmung applaudiert«. Die ‚Kölnische Zeitung' versichert, daß neulich in Wien »der Herausgeber der ‚Fackel' einigermaßen persönlich auf die Bühne gekommen« sei, und unser Franz Servaes veröffentlicht ein siebenspaltiges Feuilleton im Berliner ‚Tag', in dessen erstem Satz er mich bereits nennt und auffordert, mich »bei Herrn Karlweis höflichst zu bedanken«. Selbst er, der als Kunstkritiker Wüstensand mit Schnee und den Sessel am Gutenberg-Denkmal mit einer Druckerpresse verwechselt hat, hat mich in der Figur des Alfred Ackermann erkannt. Aber selbst er findet »die große Heldentat, die Anzapfung von Kraus«, wie er

sagt, nicht geschmackvoll. Denn — »Grundgütiger«, ruft er ~~aus~~, »das ist die Anzapfung eines einzelnen, der sehr viele Feinde hat und der schon halbtot ist«. (H a l b tot, Herr Wagner v. Kremsthal, wohlgemerkt! Aber — »n o c h lebend«).

Ich brauche ~~wohl~~ nicht weitere Belege beizubringen, um die Identität der Bühnenfigur mit meiner Person oder die Absicht der Identifizierung zu beweisen. Die Bedingungen des Punktes 5 der Instruktion sind vollständig erfüllt. Und nun richte ich an den Herrn, der über das Wohl und Wehe der Bühnenschriftsteller zu entscheiden hat und sonst so prompt die Paragraphe einer veralteten Theaterordnung aus dem Archivstaube hervorzuholen weiß, die Frage, warum er gerade bei der Lektüre des »Neuen Simson« in liberalster Gemütlichkeit den Rotstift sachte zur Erde gleiten ließ. Würde er, wenn ein Dramatiker es heute wagte, statt des Kampfes gegen die Korruption die Korruption selbst auf offener Schaubühne zu geißeln, mit der gleichen Gelassenheit zusehen? Würde er, wenn in die k. k. Statthalterei die Kunde dränge, der Direktor des Deutschen Volkstheaters beabsichtige, den Herausgeber eines andern Blattes, etwa Herrn Benedikt, oder sonst eine Person, die noch am Leben ist, etwa den Länderbank-Hahn, seinem Publikum vorzuführen, nicht mit Berufung auf Punkt 5 schleunig das Verbot des Werkes aussprechen oder die Streichung der Szene anordnen? Die Devise: Gleiches Unrecht für alle! scheint unseren Machthabern noch immer nicht geläufig zu sein, und wie Frau Themis in unseren Landen manchmal ein Auge weit aufreißen muß, um das andere desto fester zudrücken zu können, so will man auch in den Verwaltungsämtern auf die traditionelle Hantierung mit zweierlei Maß nicht verzichten. Ich folge nur meiner schlechten Gewohnheit, die Institutionen, die allgemeinen Angriffen mutig Stand halten, in ihren Vertretern zu bekämpfen, wenn ich dem unmaßgeblichen Wunsche Ausdruck leihe, man möge vor der Abschaffung der Zensur an die Abschaffung des Herrn Wagner v. Kremstal denken. Heute, wo eine Schauspielerin die Verbote der Volkstheaterstücke nicht mehr aufheben und nicht mehr bewirken kann, heute, da die Beurteilung literarischer Arbeiten leider ~~nur mehr~~ der Einsicht der Herren Kielmansegg und Kremsthal überlassen ist, scheint die Sicherheit der Bühnenautoren vollends erschüttert. Die Zensur ist höchstens noch dazu da, die Bestimmung der Theaterverordnung zu übertreten. Aber sie wird sich, wenn sie sich diese Funktion bewahren will, zur Konsequenz entschließen müssen. Sollte es nächstens einem andern Aristophanes einfallen, Herrn Wagner v. Kremsthal »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen« als Episodenfigur auf die Bühne zu bringen, wird der Rotstift von den bedenklichen Stellen schamrot abgleiten und dann zur Streichung des § 5 verwendet werden müssen.

Ich für meinen Teil verlange heute entweder die Streichung der Figur des Alfred Ackermann oder die der Figur des Herrn Wagner v. Kremsthal. Ich ~~kosella~~ diesem Verlangen den Ausdruck der Mißbilligung, daß der Zensor nicht schon bei der Überreichung der Komödie seines Amtes gewaltet hat. Um aller mißverständlichen Deutung dieser Beschwerde vorzubeugen, erkläre ich, daß ich mich durch das Bühnenwerk »Der neue Simson« nicht beleidigt, sondern bloß gelangweilt fühle. ~~Dennoch~~ spreche ich den Wunsch aus, daß ein einmal bestehender, hundertmal angewendeter Paragraph auch diesmal zur Anwendung komme. Diesen Wunsch enthülle ich als die Abneigung gegen die erweisbare Absicht, auf meinem Rücken ein Tantièmengeschäft zu etablieren. Der bei der Première trotz dem Beifalle der Philister durchgefallene »Simson« fand erst lebhaften Zulauf, als durch die Blätterberichte bekannt wurde, welch seltene, außerhalb der dramatischen Wirkung bereitete Sensation den entzückten Börsenbesuchern des Deutschen Volkstheaters geboten werde. Nicht die verhaßte Polizeizensur rufe ich an, sondern die Geschmackszensur, die sich diesmal zufällig auf einen Polizeiparagraphen stützen kann. Wenn schon, wie mir Herr Karlweis und seine Concordiabrüder ironisch versichern, der Kampf gegen die Korruption einträglicher ist als die Korruption, so soll wenigstens die Bekämpfung jenes Kampfes nicht das einträglichste dieser Übel sein. Die tröstende ~~Ansicht~~, daß in diesem Fall auch der Angegriffene profitiere, lasse ich nicht gelten, und ich lehne die Aufforderung ab, mich bei dem Autor des »Neuen Simson« für eine »Reklame« zu bedanken.

Nur ein perverses Ruhmesbedürfnis fände in der Aussicht Befriedigung, daß ehrenvolle Bestrebungen bekannter werden, ~~wenn~~ man sie verdächti, t. Aber ich wahre ein noch wichtigeres öffentliches Interesse, ~~wenn~~ ich das Verbot meiner Vorführung auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters verlange. Wenn die Behörde die szenische Verunglimpfung irgend eines einflußreichen Bankdiebes, die Anzapfung eines stadtbekannten Pauschaliennehmers nicht zuließe, so hätte sie ~~immerhin~~ die Ausrede, daß sie agitatorische Wirkungen von der reinen Kunstzwecken dienenden Schaubühne fernhalten will. Welche verdammenswerten Tendenzen aber läßt sie durch Verhöhnung des Kampfes gegen die Unmoral Popularität gewinnen! Auch ich begehre wie so viele Kollegen im Schreibfache eine »Subvention seitens der Regierung«. Sie bestehe darin, daß mir meine staatsfreundliche Arbeit nicht erschwert wird, daß die Behörden nicht willig zu einer Gesetzesverletzung den Arm leihen, wenns die Privatrache einer erzürnten Preßmeute verlangt. Wenn ein Staat schon zu feig ist, um offen seine Sympathie für den Kampf gegen seine Parasiten zu bekunden, dann soll er wenigstens die Selbsterniedrigung nicht bis zur offenen Unterstützung seiner Todfeinde treiben. Gegen die Verbreitung der Heilslehre, daß man »nicht niederreißen, sondern aufbauen« solle, hätte ich nichts einzuwenden, solange bloß der eingeweihte Börsenpöbel der Offenbarungen einer dreisten Unmoral teilhaftig werden könnte. Aber ich muß mich ~~entschieden~~ dagegen auflehnen, daß man den zum Genusse des »Neuen Simson« nachrückenden Bevölkerungsschichten falsche Meinungen über den Korruptionshaß beibringt, der heute die einzige ehrlich positive Aufgabe aller wahren Patrioten bildet ...

Die Szene ist ein Schlachtfeld, auf dem nicht geschlagen, sondern geschlachtet, der Sieg nicht erkämpft, sondern gewonnen, und über einen abwesenden Gegner mühelos triumphiert wird. Die Erwiderung von einem Balkonsitz ist nicht gestattet, und das nachträglich geschriebene Wort kann gegen die stärkere Resonanz der Bühnenrede nicht aufkommen. Wenn es eine Forderung radikaler Parteien ist, daß dem Klerus das Politisieren von der Kanzel verboten werde, so kann mit demselben Recht auch im literarischen Streite unbedingte Gleichartigkeit der Waffen verlangt werden. Eine mächtige Tagespresse könnte sich zu meiner Ausrottung organisieren und die abgestandenen Weisheiten, durch die der »Neue Simson« bei völliger Leere seinen unerlaubten Zweck erreicht, passend verwerten. Aber die Herren wissen, daß sie dann nicht des Zehnteils ihres heutigen Erfolges sicher wären, und ich bin in der mißlichen Lage, ein Gegendrama, das ich etwa im Pulte liegen habe, weder bei der Zensur durch- noch bei Herrn Bukovics anzubringen.

Ich spreche die Erwartung aus, daß die k. k. Statthalterei die angeführten Gründe berücksichtigen und die Direktion des Deutschen Volkstheaters anweisen wird, das Bühnenwerk »Der neue Simson« fortan in veränderter Form zur Darstellung zu bringen. Um einer neuerlichen Beschwerde vorzubeugen, wird es sich empfehlen, mich zu einer Probe des zensurierten Stückes zuzuziehen. Eine Bestimmung der Theaterordnung besagt nämlich, daß es ~~bloß~~ »dem Takte der öffentlichen Organe überlassen« sei, von ihren Befugnissen den Bühnenleitern gegenüber »mit aller Umsicht Gebrauch zu machen« ....

(Unterschrift etc.)

Diese Eingabe an das Zensurdepartement der k. k. Statthalterei gedachte ich zu überreichen, als die Tagesblätter meldeten, daß der »Neue Simson« sich als »Kassenstück« bewähre und von der Direktion des Deutschen Volkstheaters für mehrere Abende in der Woche auf das Repertoire gesetzt sei. Ich unterließ die Überreichung, da von dem Krankenlager des Autors schlimme Nachrichten in die Öffentlichkeit drangen. Die Durchsetzung meiner gerechten Beschwerde hätte die Freude eines schwer leidenden Schriftstellers getrübt, dem die Koterie, die ihn in so entwürdigende Stellung gebracht, ~~nunmehr~~ aus

Schuldbewußtsein einen dramatischen Scheinerfolg vortäuschte. Und nun ist C. Karlweis gestorben, dessen epigonenhaft zarte Begabung der Riesenlast künstlich getürmten Ansehens nicht gewachsen war. Ahnungslos hat seine vordringlichste Lobrednerin, die ‚Neue Freie Presse', diesen ~~Satiriker des~~ Sittenseiner Zeit am treffendsten von allen charakterisiert: »Auch mit der Zensur hatte Karlweis niemals einen Anstand« ... Irrig ist aber die Vermutung, daß der im schlechtesten Kulissengeiste den Langer, Kaiser und O. F. Berg entfernt Verwandte ein Volksdichter gewesen sei, und wieder einmal droht ein für die Innere Stadt präpariertes Wienertum mit dem urtümlichen verwechselt zu werden. Indes, die Bereitwilligkeit, einen Autor zu überschätzen, hält bei der Clique nicht länger vor, als es ihr das eigene Interesse gebietet, und unsterblich pflegen ihre Günstlinge nur solang zu sein, als sie nicht gestorben sind. Für die Stücke des toten Karlweis, für die materielle Wohlfahrt der Hinterbliebenen, die ich durch ein Verbot des »Neuen Simson« nicht gefährdet sehen möchte, wird keine notizenschreibende Hand sich rühren. Und der »Neue Simson« wird aus dem Repertoire verschwinden, ehe meine Beschwerde von ~~Herrn Wagner v. Kromsthal~~ erledigt wäre.

BRIEF AN DEN ZENSOR

Oktober 1190

Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich, ~~das~~ Zensur-Departement der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei um eine Verfügung anzusuchen, wonach das im Deutschen Volkstheater aufgeführte Bühnenwerk »Der neue Simson« von C. Karlweis in der vorliegenden Fassung verboten, beziehungsweise die Streichung der Figur des »Alfred Ackermann«, als einer deutlichen Persiflage seiner Person, verfügt werde. Der Gefertigte beruft sich auf die »Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird«. Der fünfte Punkt der »die Handhabung der Theaterordnung betreffenden Instruktion an die Statthalter derjenigen Kronländer, in welchen die Theaterordnung in Wirksamkeit tritt«, lautet: »Ebenso ist nicht gestattet, Personen, die noch am Leben sind .... zum Gegenstande von Bühnenvorstellungen zu machen.«

Bevor die löbliche Behörde diese Bestimmung gegen das Bühnenwerk »Der neue Simson« in Anwendung bringt, wird sie natürlich gewissenhaft zu prüfen haben, ob deren Bedingungen für den in Rede stehenden Zensurfall zutreffen. Sie wird sich zu fragen haben: erstens, ob ich noch am Leben bin, und zweitens, ob ich in dem Stücke »Der neue Simson« zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Die erste Frage wird wohl selbst von meinen Todfeinden im zustimmenden Sinne beantwortet werden. Auch nach der Aufführung des »Neuen

Simson«. Der Zensor, Herr Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal, könnte einwenden, daß ich von der ‚Neuen Freien Presse' bereits zu wiederholtenmalen totgeschwiegen wurde und daher für die österreichischen Behörden — etwa mit Ausnahme der Steuerbehörde — nicht existiere. Aber ernstlich kann er sich für die ursprüngliche Freigabe des Karlweis'schen Stückes nicht einmal durch Hinweis auf die bekannten Plakate »Die ‚Fackel' ist tot!«*) entschuldigen; denn noch vor der ersten Aufführung des »Neuen Simson« mußte er erfahren haben, daß ich trotz dem Manöver eines um seine beste Kundschaft gebrachten und deshalb mit Recht wütenden Druckers und trotz den gegenteiligen Wünschen zahlreicher Leser der ‚Fackel' »noch am Leben« bin. Über dieses »noch« kommt kein Wiener Autor, kein Mitglied der »Concordia« und kein Theaterdirektor hinweg. Aber auch der Zensor, dessen mimosenhaftes Empfinden allemal an der Benützung irgend eines gräflichen Namens auf dem Theaterzettel Anstoß nimmt, auch er sollte darüber nicht hinwegkommen. Daß ich in einer Welt, in der der erstbeste Dilettant einen »Ermunterungspreis« und Herr Viktor Leon noch immer keine Entmutigungsprämie bekommt und in der Aristophanes mit Karlweis verwechselt wird, nicht gern lebe, hat den Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal nicht zu bekümmern; wie er sich denn auch bei Interpretation der Theaterordnung nicht von der Erwägung bestimmen lassen darf, daß mich so viele an Ehren und Einfluß reiche Männer dieses Staates nicht gern leben sehen. Ich lebe, und darüber gibt es vom Standpunkte der fünften Bestimmung der Theaterinstruktion vom 25. November 1850 keine weitere ~~Diskussion~~.

*) Solche Plakate wurden damals von dem ersten Drucker der ‚Fackel', der im Wege unlauteren Wettbewerbs eine ‚Neue Fackel' durchzusetzen versuchte, erlassen und mit dieser durch wiederholte gerichtliche Entscheidungen inhibiert.

Jetzt wäre nur noch nachzuweisen, daß ich in der Figur des »Alfred Ackermann« tatsächlich zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Ich persönlich leugne das natürlich, da ich mich in der Gestalt eines sechzehnjährigen Gymnasiasten beim besten Willen nicht erkennen kann und in der Gestalt der Dame, die ihn gibt, nicht erkennen will. Aber es scheint mir hier doch weniger auf meinen subjektiven Eindruck, der möglicherweise durch eine Regung von Eitelkeit getrübt ist, anzukommen, als auf die Absicht des Autors und die notorische Ansicht, daß in den Kreisen der Kritik und der Theaterbesucher verbreitet ist. Ich lege diesem Gesuche die übereinstimmenden Urteile in- und ausländischer Blätter bei, die samt und sonders, wohl- oder übelwollend, in der Figur des Alfred Ackermann meine Wenigkeit erkannt haben wollen und die zum Teil sogar der Vermutung Raum gaben, daß das ganze Stück nur wegen dieser einen Episode geschrieben und nichts als ein dramatischer Vorwand sei für die in gewissen Kreisen längst ersehnte Schächtung des Herausgebers der ‚Fackel'. Ich verweise auf die behagliche Ausführlichkeit, mit der Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt' die Hälfte seines Feuilletons den »Keulenschlägen« widmet, die in dem Bühnenwerke »Der neue Simson« auf das unschuldige Haupt jenes Knaben herabsausen. Ich verweise auf die Kritik des ‚Deutschen Volksblatts', dessen mir durchaus nicht freundlich gesinnter Theaterreferent also berichtet: »Auf der Bühne des Herrn Direktors v. Bukovics wurde gestern eine Hinrichtung vollzogen oder zum Mindesten wollte man den Eindruck erwecken, als ob das Opfer der Justifizierung tot vom Platze getragen worden wäre .... Die dreiaktige Komödie ‚Der neue Simson' von C. Karlweis ist kein Tendenzstück, wenn es sich auch in dem Gewande eines solchen zeigt, es ist nichts als eine dramatisierte Polemik gegen K. Kraus, den

Herausgeber der ‚Fackel', verbrämt mit einigen Zutaten, die die eigentliche Absicht des Autors weniger deutlich und aufdringlich erscheinen lassen sollen .... Das ist aber, wie gesagt, alles nur als Rahmen zum Porträt des ‚Fackel'-Kraus gedacht, der uns als ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, freches Bürschchen vorgeführt wird, das nichts gelernt hat, aber über alles aburteilt, und das schließlich eine Zeitung gründet, welcher empfohlen wird, sich — ‚Der Gestank' zu nennen. Man kann sich denken, mit welchem Halloh diese dramatische Karikatur von einem Teile der Premièrenbesucher aufgenommen wurde, der auf Seite der Gegner ‚Karlchens' steht .... Fräulein Wallentin hatte Hosen angezogen und sich die Maske des Herrn Kraus zurechtgelegt, der übrigens seiner Hinrichtung persönlich beiwohnte.« Der Berichterstatter der ‚Reichswehr' meint verweisend, daß der Autor seine Tendenz »auch ohne Heranziehung einer bestimmten Person« hätte sinnfällig machen können, und schreibt: »Die Bühne ist nicht der richtige Ort zur Austragung privater Streitigkeiten. Es mag verlockend sein, einen Gegner auf dem Theater zu karikieren oder auch tüchtig abkanzeln zu lassen, man gewinnt damit vielleicht sogar die Lacher auf seine Seite, aber die ruhigen, ernst denkenden Köpfe nicht«. Die ‚Deutsche Zeitung' meldet, daß das Publikum etliche Anspielungen in dem Dialog, in dem Alfred Ackermann »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen auf den Autor einer hiesigen Zeitschrift abgekanzelt wird«, »mit johlendem Beifall« aufnahm. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt' schreibt: »Daß sich Karlweis dazu herbeiließ, das publizistische Wirken des Herausgebers einer hiesigen Zeitschrift zum Gegenstand einer dramatischen Polemik zu machen, war kein glücklicher Einfall, wenn er auch den Beifall eines großen Teiles des in seiner Zusammensetzung nur zu sehr bekannten Premièren-Publikums fand«. Der Kritiker des ‚Vaterland' meint, das Stück verrate die

Tendenz, »eine ‚Fackel' für immer auszublasen«; Herr Karlweis habe »die Mission erfüllt, mit der in Wien so viel gelesenen und dabei so vielfach totgeschwiegenen ‚Fackel' im Namen Vieler abzurechnen«. Es sei »schade um Herrn C. Karlweis' Talent, das sich in Dienstfertigkeit für aktuelle journalistische Beschwerden verbraucht«. — Ich verweise auf die Totschweigepresse selbst, die sich um das Ereignis zwar herumzudrücken suchte, aber ihrer dankbaren Freude über das Entgegenkommen des Herrn Karlweis doch so lauten Ausdruck gab, daß sie beinahe verraten hätte, wen sie in der Figur des jungen Ackermann zu erkennen glaubte. Ich erwähne als gewiß bezeichnende Tatsache, daß mir ein Bureau, welches mir alle auf die ‚Fackel' bezüglichen Zeitungsausschnitte einsendet, zum erstenmal einen Ausschnitt — man denke nur — aus der ‚Neuen Freien Presse' verehrt hat. Auch von auswärtigen Blättern, deren Kritiker mich an jenem Abend zugleich im Zuschauerraum und auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters angetroffen haben wollen, lege ich einige wenige, deren ich habhaft werden konnte, dem löblichen Zensuramte vor. Ein Theatergalopin gibt im ‚Berliner Börsencourier' den folgenden Tendenzbericht aus: »Animierte Stimmung... Die scharfgemünzten, ersichtlich an eine stadtbekannte Adresse gerichteten Pointen demonstrativ lang anhaltend unter heiterster Zustimmung applaudiert«. Die ‚Kölnische Zeitung' versichert, daß neulich in Wien »der Herausgeber der ‚Fackel' einigermaßen persönlich auf die Bühne gekommen« sei, und unser Franz Servaes veröffentlicht ein siebenspaltiges Feuilleton im Berliner ‚Tag', in dessen erstem Satz er mich bereits nennt und auffordert, mich »bei Herrn Karlweis höflichst zu bedanken«. Selbst er, der als Kunstkritiker Wüstensand mit Schnee und den Sessel am Gutenberg-Denkmal mit einer Druckerpresse verwechselt hat, hat mich in der Figur des Alfred Ackermann erkannt. Aber selbst er findet »die

große Heldentat, die Anzapfung von Kraus«, wie er sagt, nicht geschmackvoll. Denn — »Grundgütiger«, ruft er, »das ist die Anzapfung eines einzelnen, der sehr viele Feinde hat und der schon halbtot ist«. (H a l b tot, Herr Wagner v. Kremsthal, wohlgemerkt! Aber — »n o c h lebend«.)

Ich brauche gewiß nicht weitere Belege beizubringen, um die Identität der Bühnenfigur mit meiner Person oder vielmehr die Absicht der Identifizierung zu beweisen. Die Bedingungen des Punktes 5 der Instruktion sind vollständig erfüllt. Und nun richte ich an den Herrn, der über das Wohl und Wehe der Bühnenschriftsteller zu entscheiden hat und sonst so prompt die Paragraphen einer veralteten Theaterordnung aus dem Archivstaube hervorzuholen weiß, die Frage, warum er gerade bei der Lektüre des »Neuen Simson« in liberalster Gemütlichkeit den Rotstift zur Erde gleiten ließ. Würde er, wenn ein Dramatiker es heute wagte, statt des Kampfes gegen die Korruption die Korruption selbst auf offener Schaubühne zu geißeln, mit der gleichen Gelassenheit zusehen? Würde er, wenn in die k. k. Statthalterei die Kunde dränge, der Direktor des Deutschen Volkstheaters beabsichtige, den Herausgeber eines andern Blattes, etwa Herrn Benedikt, oder sonst eine Person, die noch am Leben ist, etwa den Länderbank-Herrn, seinem Publikum vorzuführen, nicht mit Berufung auf Punkt 5 schleunig das Verbot des Werkes aussprechen oder die Streichung der Szene anordnen? Die Devise: Gleiches Unrecht für alle! scheint unseren Machthabern noch immer nicht geläufig zu sein, und wie die Themis in unseren Landen manchmal ein Auge weit aufreißen muß, um das andere desto fester zudrücken zu können, so will man auch in den Verwaltungsämtern auf die traditionelle Hantierung mit zweierlei Maß nicht verzichten. Ich folge nur meiner schlechten Gewohnheit, die Institutionen, die allgemeinen Angriffen mutig Stand halten, in ihren

Vertretern zu bekämpfen, wenn ich dem unmaßgeblichen Wunsche Ausdruck leihe, man möge vor der Abschaffung der Zensur an die Abschaffung des Herrn Wagner v. Kremsthal denken. Heute, wo eine einflußreiche Schauspielerin die Verbote der Volkstheaterstücke nicht mehr aufheben und nicht mehr bewirken kann, heute, da die Beurteilung literarischer Arbeiten leider ausschließlich der Einsicht jenes Herrn überlassen ist, scheint die Sicherheit der Bühnenautoren vollends erschüttert. Die Zensur ist ~~höchstens noch~~ dazu da, die fünfte Bestimmung der Theaterverordnung zu übertreten. Aber sie wird sich, wenn sie sich diese Funktion bewahren will, zur Konsequenz entschließen müssen. Sollte es nächstens einem andern Aristophanes einfallen, Herrn Wagner v. Kremsthal ~~mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen~~ als Episodenfigur auf die Bühne zu bringen, so wird der Rotstift von den bedenklichen Stellen schamrot abgleiten und dann zur Streichung des § 5 verwendet werden müssen.

Ich für meinen Teil verlange heute entweder die Streichung der Figur des Alfred Ackermann aus dem Stücke oder die der Figur des Herrn Wagner v. Kremsthal aus dem Zensurdepartement. Ich knüpfe an dieses Verlangen den Ausdruck der Mißbilligung, daß der Zensor nicht schon bei der Überreichung der Komödie seines Amtes gewaltet hat. Um aller mißverständlichen Deutung dieser Beschwerde vorzubeugen, erkläre ich, daß ich mich durch das Bühnenwerk »Der neue Simson« nicht beleidigt, sondern bloß gelangweilt fühle. Gleichwohl spreche ich den Wunsch aus, daß ein einmal bestehender, hundertmal angewendeter Paragraph auch diesmal zur Anwendung komme. Diesen Wunsch enthülle ich als die Abneigung gegen die erweisbare Absicht, auf meinem Rücken ein Tantièmengeschäft zu etablieren. Der bei der Première trotz dem Beifalle der Philister durchgefallene »Simson« fand erst lebhaften Zulauf, als durch die

Blätterberichte bekannt wurde, welch seltene, außerhalb der dramatischen Wirkung bereitete Sensation den entzückten Börsenbesuchern des Deutschen Volkstheaters geboten werde. Nicht die verhaßte Polizeizensur rufe ich an, sondern die Geschmackszensur, die sich diesmal zufällig auf einen Polizeiparagraphen stützen kann. Wenn schon, wie mir Herr Karlweis und seine Concordiabrüder ironisch versichern, der Kampf gegen die Korruption einträglicher ist als die Korruption selbst, so soll wenigstens die Bekämpfung jenes Kampfes nicht das einträglichste von allen diesen Übeln sein. Die tröstende Meinung, daß in diesem Fall auch der Angegriffene profitiere, lasse ich nicht gelten, und ich lehne die Aufforderung ab, mich bei dem Autor des »Neuen Simson« für eine »Reklame» zu bedanken. Seine Gestalt lebt nur, weil ich »noch lebe«, nicht umgekehrt, und nur ein perverses Ruhmesbedürfnis fände in der Aussicht Befriedigung, daß ehrenvolle Bestrebungen bekannter werden, wenn man sie verdächtigt. Aber ich wahre ein noch wichtigeres öffentliches Interesse, indem ich das Verbot meiner Vorführung auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters verlange. Wenn die Behörde die szenische Verunglimpfung irgend eines einflußreichen Bankdiebes, die Anzapfung eines stadtbekannten Pauschaliennehmers nicht zuließe, so hätte sie die Ausrede, daß sie agitatorische Wirkungen von der reinen Kunstzwecken dienenden Schaubühne fernhalten will. Welche verdammenswerten Tendenzen aber läßt sie durch Verhöhnung des Kampfes gegen die Unmoral Popularität gewinnen! Auch ich begehre wie so viele Kollegen im Schreibfache eine »Subvention seitens der Regierung«. Sie bestehe darin, daß mir meine ~~staats-~~ freundliche Arbeit nicht erschwert wird, daß die Behörden nicht willig zu einer Gesetzesverletzung den Arm leihen, weil die Privatrache einer erzürnten Preßmeute es verlangt. Wenn ein Staat schon

zu feig ist, um offen seine Sympathie für den Kampf gegen seine Parasiten zu bekunden, dann soll er wenigstens die Selbsterniedrigung nicht bis zur offenen Unterstützung seiner Todfeinde treiben. Gegen die Verbreitung der Heilslehre, daß man »nicht niederreißen, sondern aufbauen« solle, hätte ich nichts einzuwenden, solange bloß der eingeweihte Börsenpöbel der Offenbarungen einer dreisten Unmoral teilhaft werden könnte. Aber ich muß mich dagegen auflehnen, daß man den zum Genusse des »Neuen Simson« nachrückenden Bevölkerungsschichten falsche Meinungen über den Korruptionshaß beibringt, der heute die einzige ehrlich positive Aufgabe aller wahren Patrioten bildet.

Die Szene ist ein Schlachtfeld, auf dem nicht geschlagen, sondern geschlachtet, der Sieg nicht erkämpft, sondern gewonnen, und über den immer abwesenden Gegner mühelos triumphiert wird. Die Erwiderung von einem Balkonsitz ist nicht gestattet, und das nachträglich geschriebene Wort kann gegen die stärkere Resonanz der Bühnenrede nicht aufkommen. Was nützt es, zu erklären, das Motiv des »Neuen Simson« sei bloß die Tatsache, daß wir der »Onkel Toni« noch weniger gefiel? Die inszenierte Rache und wäre sie noch so schief, hat immer das letzte Wort. Wenn es eine Forderung radikaler Parteien ist, daß dem Klerus das Politisieren von der Kanzel verboten werde, so kann mit demselben Recht auch im literarischen Streite unbedingte Gleichartigkeit der Waffen verlangt werden. Eine mächtige Tagespresse könnte sich zu meiner Ausrottung organisieren und die abgestandenen Weisheiten, durch die der »Neue Simson« bei völliger Leere seinen unerlaubten Zweck erreicht, passend verwerten. Aber die Herren wissen, daß sie dann nicht des Zehntells ihres heutigen Erfolgs sicher wären, und ich bin in der mißlichen Lage, ein Gegendrama, das ich etwa im Pulte liegen habe,

weder bei der Zensur durch-, noch bei Herrn Bukovics anzubringen.

Ich spreche die Erwartung aus, daß die k. k. Statthalterei die angeführten Gründe berücksichtigen und die Direktion des Deutschen Volkstheaters anweisen wird, das Bühnenwerk »Der neue Simson« fortan in veränderter Form zur Darstellung zu bringen. Um einer neuerlichen Beschwerde vorzubeugen, wird es sich empfehlen, mich zu einer Probe des zensurierten Stückes zuzuziehen. Eine lückenhafte Bestimmung der Theaterordnung besagt nämlich, daß es »dem Takte der öffentlichen Organe überlassen« sei, von ihren Befugnissen den Bühnenleitern gegenüber »mit aller Umsicht Gebrauch zu machen« .

(Unterschrift.)

Diese Eingabe an das Zensurdepartement der k. k. Statthalterei gedachte ich zu überreichen, nachdem die Tagesblätter gemeldet hatten, daß der »Neue Simson« sich als »Kassenstück« bewähre und von der Direktion des Deutschen Volkstheaters für mehrere Abende in der Woche auf das Repertoire gesetzt sei. Ich unterließ die Überreichung, da von dem Krankenlager des Autors schlimme Nachrichten in die Öffentlichkeit drangen. Die Durchsetzung meiner gerechten Beschwerde hätte die Freude eines schwer leidenden Schriftstellers getrübt, dem die Koterie, die ihn in so entwürdigende Stellung gebracht, aus Schuldbewußtsein einen dramatischen Scheinerfolg vortäuschte. Und nun ist C. Karlweis gestorben, dessen epigonenhaft zarte Begabung der Riesenlast eines künstlich getürmten Ansehens nicht gewachsen war. Ahnungslos hat seine vordringlichste Lobrednerin, die ‚Neue Freie Presse', diesen Sittenrichter seiner Zeit am treffendsten von allen charakterisiert: »Auch mit der Zensur hatte Karlweis niemals einen Anstand« . . . Irrig ist aber die Vermutung, daß der im schlechtesten Kulissengeiste den Langer, Kaiser

und O. F. Berg entfernt Verwandte ein Volksdichter gewesen sei, und wieder einmal droht ein für die Innere Stadt präpariertes Wienertum mit dem urtümlichen verwechselt zu werden. Indes, die Bereitwilligkeit, einen Autor zu überschätzen, hält bei der Clique nicht länger vor, als es ihr das eigene Interesse gebietet, und unsterblich pflegen ihre Günstlinge nur so lange zu sein, als sie nicht gestorben sind. Für die Stücke des toten Karlweis, für die materielle Wohlfahrt der Hinterbliebenen, die ich durch ein Verbot des »Neuen Simson« nicht gefährdet sehen möchte, wird keine notizenschreibende Hand sich rühren. Und der »Neue Simson« wird aus dem Repertoire verschwinden, ehe meine Beschwerde von der Statthalterei ordnungsgemäß erledigt wäre.

und O.
gewese
Inspre
lichen
williges
Clique
esse
linge
sind.
male
durch
fähre
Hau
dem
von

BRIEF AN DEN ZENSOR

Oktober 1900

Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich, das Zensur-Departement der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei um eine Verfügung anzusuchen, wonach das im Deutschen Volkstheater aufgeführte Bühnenwerk »Der neue Simson« von C. Karlweis in der vorliegenden Fassung verboten, beziehungsweise die Streichung der Figur des »Alfred Ackermann«, als einer deutlichen Persiflage seiner Person, verfügt werde. Der Gefertigte beruft sich auf die »Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird«. Der fünfte Punkt der »die Handhabung der Theaterordnung betreffenden Instruktion an die Statthalter derjenigen Kronländer, in welchen die Theaterordnung in Wirksamkeit tritt«, lautet: »Ebenso ist nicht gestattet, Personen, die noch am Leben sind .... zum Gegenstande von Bühnenvorstellungen zu machen.«

Bevor die löbliche Behörde diese Bestimmung gegen das Bühnenwerk »Der neue Simson« in Anwendung bringt, wird sie natürlich gewissenhaft zu prüfen haben, ob deren Bedingungen für den in Rede stehenden Zensurfall zutreffen. Sie wird sich zu fragen haben: erstens, ob ich noch am Leben bin, und zweitens, ob ich in dem Stücke »Der neue Simson« zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Die erste Frage wird wohl selbst von meinen Todfeinden im zustimmenden Sinne beantwortet werden. Auch nach der Aufführung des »Neuen

Simson«. Der Zensor, Herr Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal, könnte einwenden, daß ich von der ‚Neuen Freien Presse' bereits zu wiederholtenmalen totgeschwiegen wurde und daher für die österreichischen Behörden — etwa mit Ausnahme der Steuerbehörde — nicht existiere. Aber ernstlich kann er sich für die ursprüngliche Freigabe des Karlweis'schen Stückes nicht einmal durch Hinweis auf die bekannten Plakate »Die ‚Fackel' ist tot!«*) entschuldigen; denn noch vor der ersten Aufführung des »Neuen Simson« mußte er erfahren haben, daß ich trotz dem Manöver eines um seine beste Kundschaft gebrachten und deshalb mit Recht wütenden Druckers und trotz den gegenteiligen Wünschen zahlreicher Leser der ‚Fackel' »noch am Leben« bin. Über dieses »noch« kommt kein Wiener Autor, kein Mitglied der »Concordia« und kein Theaterdirektor hinweg. Aber auch der Zensor, dessen mimosenhaftes Empfinden allemal an der Benützung irgend eines gräflichen Namens auf dem Theaterzettel Anstoß nimmt, auch er sollte darüber nicht hinwegkommen. Daß ich in einer Welt, in der der erstbeste Dilettant einen »Ermunterungspreis« und Herr Viktor Leon noch immer keine Entmutigungsprämie bekommt und in der Aristophanes mit Karlweis verwechselt wird, nicht gern lebe, hat den Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal nicht zu bekümmern; wie er sich denn auch bei Interpretation der Theaterordnung nicht von der Erwägung bestimmen lassen darf, daß mich so viele an Ehren und Einfluß reiche Männer dieses Staates nicht gern leben sehen. Ich lebe, und darüber gibt es vom Standpunkte der fünften Bestimmung der Theaterinstruktion vom 25. November 1850 keine weitere Diskussion.

---

*) Solche Plakate wurden damals von dem ersten Drucker der ‚Fackel', der im Wege unlauteren Wettbewerbs eine „Neue Fackel" durchzusetzen versuchte, erlassen und mit dieser durch wiederholte gerichtliche Entscheidungen inhibiert.

Jetzt wäre nur noch nachzuweisen, daß ich in der Figur des »Alfred Ackermann« tatsächlich zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Ich persönlich leugne das natürlich, da ich mich in der Gestalt eines sechzehnjährigen Gymnasiasten beim besten Willen nicht erkennen kann und in der Gestalt der Dame, die ihn gibt, nicht erkennen will. Aber es scheint mir hier doch weniger auf meinen subjektiven Eindruck, der möglicherweise durch eine Regung von Eitelkeit getrübt ist, anzukommen, als auf die Absicht des Autors und die notorische Ansicht, die in den Kreisen der Kritik und der Theaterbesucher verbreitet ist. Ich lege diesem Gesuche die übereinstimmenden Urteile in- und ausländischer Blätter bei, die samt und sonders, wohl- oder übelwollend, in der Figur des Alfred Ackermann meine Wenigkeit erkannt haben wollen und die zum Teil sogar der Vermutung Raum gaben, daß das ganze Stück nur wegen dieser einen Episode geschrieben und nichts als ein dramatischer Vorwand sei für die in gewissen Kreisen längst ersehnte Schächtung des Herausgebers der ‚Fackel'. Ich verweise auf die behagliche Ausführlichkeit, mit der Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt' die Hälfte seines Feuilletons den »Keulenschlägen« widmet, die in dem Bühnenwerke »Der neue Simson« auf das unschuldige Haupt jenes Knaben herabsausen. Ich verweise auf die Kritik des ‚Deutschen Volksblatts', dessen mir durchaus nicht freundlich gesinnter Theaterreferent also berichtet: »Auf der Bühne des Herrn Direktors v. Bukovics wurde gestern eine Hinrichtung vollzogen oder zum Mindesten wollte man den Eindruck erwecken, als ob das Opfer der Justifizierung tot vom Platze getragen worden wäre .... Die dreiaktige Komödie ‚Der neue Simson' von C. Karlweis ist kein Tendenzstück, wenn es sich auch in dem Gewande eines solchen zeigt, es ist nichts als eine dramatisierte Polemik gegen K. Kraus, den

Herausgeber der ‚Fackel', verbrämt mit einigen Zutaten, die die eigentliche Absicht des Autors weniger deutlich und aufdringlich erscheinen lassen sollen .... Das ist aber, wie gesagt, alles nur als Rahmen zum Porträt des ‚Fackel'-Kraus gedacht, der uns als ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, freches Bürschchen vorgeführt wird, das nichts gelernt hat, aber über alles aburteilt, und das schließlich eine Zeitung gründet, welcher empfohlen wird, sich — ‚Der Gestank' zu nennen. Man kann sich denken, mit welchem Halloh diese dramatische Karikatur von einem Teile der Premièrenbesucher aufgenommen wurde, der auf Seite der Gegner ‚Karlchens' steht .... Fräulein Wallentin hatte Hosen angezogen und sich die Maske des Herrn Kraus zurechtgelegt, der übrigens seiner Hinrichtung persönlich beiwohnte.« Der Berichterstatter der ‚Reichswehr' meint verweisend, daß der Autor seine Tendenz »auch ohne Heranziehung einer bestimmten Person« hätte sinnfällig machen können, und schreibt: »Die Bühne ist nicht der richtige Ort zur Austragung privater Streitigkeiten. Es mag verlockend sein, einen Gegner auf dem Theater zu karikieren oder auch tüchtig abkanzeln zu lassen, man gewinnt damit vielleicht sogar die Lacher auf seine Seite, aber die ruhigen, ernst denkenden Köpfe nicht«. Die ‚Deutsche Zeitung' meldet, daß das Publikum etliche Anspielungen in dem Dialog, in dem Alfred Ackermann »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen auf den Autor einer hiesigen Zeitschrift abgekanzelt wird«, »mit johlendem Beifall« aufnahm. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt' schreibt: »Daß sich Karlweis dazu herbeiließ, das publizistische Wirken des Herausgebers einer hiesigen Zeitschrift zum Gegenstand einer dramatischen Polemik zu machen, war kein glücklicher Einfall, wenn er auch den Beifall eines großen Teiles des in seiner Zusammensetzung nur zu sehr bekannten Premièren-Publikums fand«. Der Kritiker des ‚Vaterland' meint, das Stück verrate die

Tendenz, »eine ‚Fackel' für immer auszublasen«; Herr Karlweis habe »die Mission erfüllt, mit der in Wien so viel gelesenen und dabei so vielfach totgeschwiegenen ‚Fackel' im Namen Vieler abzurechnen«. Es sei »schade um Herrn C. Karlweis' Talent, das sich in Dienstfertigkeit für aktuelle journalistische Beschwerden verbraucht«. — Ich verweise auf die Totschweigepresse selbst, die sich um das Ereignis zwar herumzudrücken suchte, aber ihrer dankbaren Freude über das Entgegenkommen des Herrn Karlweis doch so lauten Ausdruck gab, daß sie beinahe verraten hätte, wen sie in der Figur des jungen Ackermann zu erkennen glaubte. Ich erwähne als gewiß bezeichnende Tatsache, daß mir ein Bureau, welches mir alle auf die ‚Fackel' bezüglichen Zeitungsausschnitte einsendet, zum erstenmal einen Ausschnitt — man denke nur — aus der ‚Neuen Freien Presse' verehrt hat. Auch von auswärtigen Blättern, deren Kritiker mich an jenem Abend zugleich im Zuschauerraum und auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters angetroffen haben wollen, lege ich einige wenige, deren ich habhaft werden konnte, dem löblichen Zensuramte vor. Ein Theatergalopin gibt im ‚Berliner Börsencourier' den folgenden Tendenzbericht aus: »Animierte Stimmung... Die scharfgemünzten, ersichtlich an eine stadtbekannte Adresse gerichteten Pointen demonstrativ lang anhaltend unter heiterster Zustimmung applaudiert«. Die ‚Kölnische Zeitung' versichert, daß neulich in Wien »der Herausgeber der ‚Fackel' einigermaßen persönlich auf die Bühne gekommen« sei, und unser Franz Servaes veröffentlicht ein siebenspaltiges Feuilleton im Berliner ‚Tag', in dessen erstem Satz er mich bereits nennt und auffordert, mich »bei Herrn Karlweis höflichst zu bedanken«. Selbst er, der als Kunstkritiker Wüstensand mit Schnee und den Sessel am Gutenberg-Denkmal mit einer Druckerpresse verwechselt hat, hat mich in der Figur des Alfred Ackermann erkannt. Aber selbst er findet ~~[die]~~ H

große Heldentat, die Anzapfung von Kraus«, wie er sagt, nicht geschmackvoll. Denn — »Grundgütiger«, ruft er, »das ist die Anzapfung eines einzelnen, der sehr viele Feinde hat und der schon halbtot ist«. Halbtot, Herr Wagner v. Kremsthal, wohlgemerkt! Aber — »noch lebend«.

Ich brauche gewiß nicht weitere Belege beizubringen, um die Identität der Bühnenfigur mit meiner Person oder vielmehr die Absicht der Identifizierung zu beweisen. Die Bedingungen des Punktes 5 der Instruktion sind vollständig erfüllt. Und nun richte ich an den Herrn, der über das Wohl und Wehe der Bühnenschriftsteller zu entscheiden hat und sonst so prompt die Paragraphen einer veralteten Theaterordnung aus dem Archivstaube hervorzuholen weiß, die Frage, warum er gerade bei der Lektüre des »Neuen Simson« in liberalster Gemütlichkeit den Rotstift zur Erde gleiten ließ. Würde er, wenn ein Dramatiker es heute wagte, statt des Kampfes gegen die Korruption die Korruption selbst auf offener Schaubühne zu geißeln, mit der gleichen Gelassenheit zusehen? Würde er, wenn in die k. k. Statthalterei die Kunde dränge, der Direktor des Deutschen Volkstheaters beabsichtige, den Herausgeber eines andern Blattes, etwa Herrn Benedikt, oder sonst eine Person, die noch am Leben ist, etwa den Länderbank-Hahn, seinem Publikum vorzuführen, nicht mit Berufung auf Punkt 5 schleunig das Verbot des Werkes aussprechen oder die Streichung der Szene anordnen? Die Devise: Gleiches Unrecht für alle! scheint unseren Machthabern noch immer nicht geläufig zu sein, und wie die Themis in unseren Landen manchmal ein Auge weit aufreißen muß, um das andere desto fester zudrücken zu können, so will man auch in den Verwaltungsämtern auf die traditionelle Hantierung mit zweierlei Maß nicht verzichten. Ich folge nur meiner schlechten Gewohnheit, die Institutionen, die allgemeinen Angriffen mutig Stand halten, in ihren

Vertretern zu bekämpfen, wenn ich dem unmaßgeblichen Wunsche Ausdruck leihe, man möge vor der Abschaffung der Zensur an die Abschaffung des Herrn Wagner v. Kremstal denken. Heute, wo eine einflußreiche Schauspielerin die Verbote der Volkstheaterstücke nicht mehr aufheben und nicht mehr bewirken kann, heute, da die Beurteilung literarischer Arbeiten leider ausschließlich der Einsicht jenes Herrn überlassen ist, scheint die Sicherheit der Bühnenautoren vollends erschüttert. Die Zensur ist höchstens noch dazu da, die fünfte Bestimmung der Theaterverordnung zu übertreten. Aber sie wird sich, wenn sie sich diese Funktion bewahren will, zur Konsequenz entschließen müssen. Sollte es nächstens einem andern Aristophanes einfallen, Herrn Wagner v. Kremsthal »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen« als Episodenfigur auf die Bühne zu bringen, so wird der Rotstift von den bedenklichen Stellen schamrot abgleiten und dann zur Streichung des § 5 verwendet werden müssen.

Ich für meinen Teil verlange heute entweder die Streichung der Figur des Alfred Ackermann aus dem Stücke oder die der Figur des Herrn Wagner v. Kremsthal aus dem Zensurdepartement. Ich knüpfe an dieses Verlangen den Ausdruck der Mißbilligung, daß der Zensor nicht schon bei der Überreichung der Komödie seines Amtes gewaltet hat. Um aller mißverständlichen Deutung dieser Beschwerde vorzubeugen, erkläre ich, daß ich mich durch das Bühnenwerk »Der neue Simson« nicht beleidigt, sondern bloß gelangweilt fühle. Gleichwohl spreche ich den Wunsch aus, daß ein einmal bestehender, hundertmal angewendeter Paragraph auch diesmal zur Anwendung komme. Diesen Wunsch enthülle ich als die Abneigung gegen die erweisbare Absicht, auf meinem Rücken ein Tantièmengeschäft zu etablieren. Der bei der Première trotz dem Beifalle der Philister durchgefallene »Simson« fand erst lebhaften Zulauf, als durch die

Blätterberichte bekannt wurde, welch seltene, außerhalb der dramatischen Wirkung bereitete Sensation den entzückten Börsenbesuchern des Deutschen Volkstheaters geboten werde. Nicht die verhaßte Polizeizensur rufe ich an, sondern die Geschmackszensur, die sich diesmal zufällig auf einen Polizeiparagraphen stützen kann. Wenn schon, wie mir Herr Karlweis und seine Concordiabrüder ironisch versichern, der Kampf gegen die Korruption einträglicher ist als die Korruption selbst, so soll wenigstens die Bekämpfung jenes Kampfes nicht das einträglichste von allen diesen Übeln sein. Die tröstende Meinung, daß in diesem Fall auch der Angegriffene profitiere, lasse ich nicht gelten, und ich lehne die Aufforderung ab, mich bei dem Autor des »Neuen Simson« für eine »Reklame» zu bedanken. Seine Gestalt lebt nur, weil ich »noch lebe«, nicht umgekehrt, und nur ein perverses Ruhmesbedürfnis fände in der Aussicht Befriedigung, daß ehrenvolle Bestrebungen bekannter werden, wenn man sie verdächtigt. Aber ich wahre ein noch wichtigeres öffentliches Interesse, indem ich das Verbot meiner Vorführung auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters verlange. Wenn die Behörde die szenische Verunglimpfung irgend eines einflußreichen Bankdiebes, die Anzapfung eines stadtbekannten Pauschaliennehmers nicht zuließe, so hätte sie die Ausrede, daß sie agitatorische Wirkungen von der reinen Kunstzwecken dienenden Schaubühne fernhalten will. Welche verdammenswerten Tendenzen aber läßt sie durch Verhöhnung des Kampfes gegen die Unmoral Popularität gewinnen! Auch ich begehre wie so viele Kollegen im Schreibfache eine »Subvention seitens der Regierung«. Sie bestehe darin, daß mir meine staatsfreundliche Arbeit nicht erschwert wird, daß die Behörden nicht willig zu einer Gesetzesverletzung den Arm leihen, weil die Privatrache einer erzürnten Preßmeute es verlangt. Wenn ein Staat schon

zu feig ist, um offen seine Sympathie für den Kampf gegen seine Parasiten zu bekunden, dann soll er wenigstens die Selbsterniedrigung nicht bis zur offenen Unterstützung seiner Todfeinde treiben. Gegen die Verbreitung der Heilslehre, daß man »nicht niederreißen, sondern aufbauen« solle, hätte ich nichts einzuwenden, solange bloß der eingeweihte Börsenpöbel der Offenbarungen einer dreisten Unmoral teilhaft werden könnte. Aber ich muß mich dagegen auflehnen, daß man den zum Genusse des »Neuen Simson« nachrückenden Bevölkerungsschichten falsche Meinungen über den Korruptionshaß beibringt, der heute die einzige ehrlich positive Aufgabe aller wahren Patrioten bildet.

Die Szene ist ein Schlachtfeld, auf dem nicht geschlagen, sondern geschlachtet, der Sieg nicht erkämpft, sondern gewonnen, und über den immer abwesenden Gegner mühelos triumphiert wird. Die Erwiderung von einem Balkonsitz ist nicht gestattet, und das nachträglich geschriebene Wort kann gegen die stärkere Resonanz der Bühnenrede nicht aufkommen. Was nützt es, zu erklären, das Motiv des »Neuen Simson« sei bloß ~~die Tatsache~~, daß ~~wie~~ der »Onkel Toni« noch weniger gefiel? Die inszenierte Rache und wäre sie noch so schief, hat immer das letzte Wort. Wenn es eine Forderung radikaler Parteien ist, daß dem Klerus das Politisieren von der Kanzel verboten werde, so kann mit demselben Recht auch im literarischen Streite unbedingte Gleichartigkeit der Waffen verlangt werden. Eine mächtige Tagespresse könnte sich zu meiner Ausrottung organisieren und die abgestandenen Weisheiten, durch die der »Neue Simson« bei völliger Leere seinen unerlaubten Zweck erreicht, passend verwerten. Aber die Herren wissen, daß sie dann nicht des Zehnteils ihres heutigen Erfolges sicher wären, und ich bin in der mißlichen Lage, ein Gegendrama, das ich etwa im Pulte liegen habe,

weder bei der Zensur durch-, noch bei Herrn Bukovics anzubringen.

Ich spreche die Erwartung aus, daß die k. k. Statthalterei die angeführten Gründe berücksichtigen und die Direktion des Deutschen Volkstheaters anweisen wird, das Bühnenwerk »Der neue Simson« fortan in veränderter Form zur Darstellung zu bringen. Um einer neuerlichen Beschwerde vorzubeugen, wird es sich empfehlen, mich zu einer Probe des zensurierten Stückes zuzuziehen. Eine lückenhafte Bestimmung der Theaterordnung besagt nämlich, daß es »dem Takte der öffentlichen Organe überlassen« sei, von ihren Befugnissen den Bühnenleitern gegenüber »mit aller Umsicht Gebrauch zu machen« . . .

(Unterschrift.)

Diese Eingabe an das Zensurdepartement der k. k. Statthalterei gedachte ich zu überreichen, nachdem die Tagesblätter gemeldet hatten, daß der »Neue Simson« sich als »Kassenstück« bewähre und von der Direktion des Deutschen Volkstheaters für mehrere Abende in der Woche auf das Repertoire gesetzt sei. Ich unterließ die Überreichung, da von dem Krankenlager des Autors schlimme Nachrichten in die Öffentlichkeit drangen. Die Durchsetzung meiner gerechten Beschwerde hätte die Freude eines schwer leidenden Schriftstellers getrübt, dem die Koterie, die ihn in so entwürdigende Stellung gebracht, aus Schuldbewußtsein einen dramatischen Scheinerfolg vortäuschte. Und nun ist C. Karlweis gestorben, dessen epigonenhaft zarte Begabung der Riesenlast eines künstlich getürmten Ansehens nicht gewachsen war. Ahnungslos hat seine vordringlichste Lobrednerin, die ‚Neue Freie Presse', diesen Sittenrichter seiner Zeit am treffendsten von allen charakterisiert: »Auch mit der Zensur hatte Karlweis niemals einen Anstand« . . . Irrig ist aber die Vermutung, daß der im schlechtesten Kulissengeiste den Langer, Kaiser

und O. F. Berg entfernt Verwandte ein Volksdichter gewesen sei, und wieder einmal droht ein für die Innere Stadt präpariertes Wienertum mit dem urtümlichen verwechselt zu werden. Indes, die Bereitwilligkeit, einen Autor zu überschätzen, hält bei der Clique nicht länger vor, als es ihr das eigene Interesse gebietet, und unsterblich pflegen ihre Günstlinge nur so lange zu sein, als sie nicht gestorben sind. Für die Stücke des toten Karlweis, für die materielle Wohlfahrt der Hinterbliebenen, die ich durch ein Verbot des »Neuen Simson« nicht gefährdet sehen möchte, wird keine notizenschreibende Hand sich rühren. Und der »Neue Simson« wird aus dem Repertoire verschwinden, ehe meine Beschwerde von der Statthalterei ordnungsgemäß erledigt wäre.

BRIEF AN DEN ZENSOR

Oktober 1901

Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich, das Zensur-Departement der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei um eine Verfügung anzusuchen, wonach das im Deutschen Volkstheater aufgeführte Bühnenwerk »Der neue Simson« von C. Karlweis in der vorliegenden Fassung verboten, beziehungsweise die Streichung der Figur des »Alfred Ackermann«, als einer deutlichen Persiflage seiner Person, verfügt werde. Der Gefertigte beruft sich auf die »Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird«. Der fünfte Punkt der »die Handhabung der Theaterordnung betreffenden Instruktion an die Statthalter derjenigen Kronländer, in welchen die Theaterordnung in Wirksamkeit tritt«, lautet: »Ebenso ist nicht gestattet, Personen, die noch am Leben sind .....zum Gegenstande von Bühnenvorstellungen zu machen.«

Bevor die löbliche Behörde diese Bestimmung gegen das Bühnenwerk »Der neue Simson« in Anwendung bringt, wird sie natürlich gewissenhaft zu prüfen haben, ob deren Bedingungen für den in Rede stehenden Zensurfall zutreffen. Sie wird sich zu fragen haben: erstens, ob ich noch am Leben bin, und zweitens, ob ich in dem Stücke »Der neue Simson« zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Die erste Frage wird wohl selbst von meinen Todfeinden im zustimmenden Sinne beantwortet werden. Auch nach der Aufführung des »Neuen Simson«. Der Zensor, Herr Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal, könnte einwenden, daß ich von der ‚Neuen Freien Presse' bereits zu wiederholtenmalen totgeschwiegen wurde und daher für die österreichischen Behörden — etwa mit Ausnahme der Steuerbehörde — nicht existiere. Aber ernstlich kann er sich für die ursprüngliche Freigabe des Karlweis'schen Stückes nicht einmal durch Hinweis auf die bekannten Plakate »Die ‚Fackel' ist tot!« entschuldigen; denn noch vor der ersten Aufführung des »Neuen Simson« mußte er erfahren haben, daß ich trotz dem Manöver eines um seine beste Kundschaft gebrachten und deshalb mit Recht wütenden Druckers und trotz den gegenteiligen Wünschen zahlreicher Leser der ‚Fackel' noch am Leben« bin. Über dieses »noch« kommt kein Wiener Autor, kein Mitglied der »Concordia« und kein Theaterdirektor hinweg. Aber auch der Zensor, dessen mimosenhaftes Empfinden allemal an der Benützung irgend eines gräflichen Namens auf dem Theaterzettel [illegible] darüber nicht hinwegkommen. Daß ich in einer Welt, in der der erstbeste Dilettant einen »Ermunterungspreis« und Herr Viktor Leon noch immer keine Entmutigungsprämie bekommt und in der Herr Karlweis mit Aristophanes verwechselt wird, nicht gern lebe, hat den Statthaltereirat Wagner v. Kremsthal nicht zu bekümmern; wie er sich denn auch bei Interpretation der Theaterordnung nicht von der Erwägung bestimmen lassen darf, daß mich so viele an Ehren und Einfluß reiche Männer dieses Staates nicht gern leben sehen. Ich lebe, und darüber gibt es vom Standpunkte der fünften Bestimmung der Theaterinstruktion vom 25. November 1850 keine weitere Diskussion.

Jetzt wäre nur noch nachzuweisen, daß ich in der Figur des »Alfred Ackermann« tatsächlich zum Gegenstande einer Bühnenvorstellung gemacht werde. Ich persönlich leugne das natürlich, da ich mich in der Gestalt eines sechszehnjährigen Gymnasiasten beim besten Willen nicht erkennen kann und in der Gestalt der Dame, die ihn gibt, nicht erkennen will. Aber es scheint mir hier doch weniger auf meinen subjektiven Eindruck, der möglicherweise durch eine Regung von Eitelkeit getrübt ist, anzukommen, als auf die Absicht des Autors und die notorische Ansicht, die in den Kreisen der Kritik und der Theaterbesucher verbreitet ist. Ich lege diesem Gesuche die übereinstimmenden Urteile in- und ausländischer Blätter bei, die samt und sonders, wohl- oder übelwollend, in der Figur des Alfred Ackermann meine Wenigkeit erkannt haben wollen und die zum Teil sogar der Vermutung Raum gaben, daß das ganze Stück nur wegen dieser einen Episode geschrieben und nichts als ein dramatischer Vorwand sei für die in gewissen Kreisen längst ersehnte Schächtung des Herausgebers der ‚Fackel'. Ich verweise auf die behagliche Ausführlichkeit, mit der Herr Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt' die Hälfte seines Feuilletons den »Keulenschlägen« widmet, die in dem Bühnenwerke »Der neue Simson« auf das unschuldige

Haupt jenes Knaben herabsausen. Ich verweise auf die Kritik des ‚Deutschen Volksblattes', dessen mir durchaus nicht freundlich gesinnter Theaterreferent also berichtet: »Auf der Bühne des Herrn Direktors v. Bukovics wurde gestern eine Hinrichtung vollzogen oder zum Mindesten wollte man den Eindruck erwecken, als ob das Opfer der Justifizierung tot vom Platze getragen worden wäre .... Die dreiaktige Komödie ‚Der neue Simson' von C. Karlweis ist kein Tendenzstück, wenn es sich auch in dem Gewande eines solchen zeigt, es ist nichts als eine dramatisierte Polemik gegen K. Kraus, den Herausgeber der ‚Fackel', verbrämt mit einigen Zutaten, die die eigentliche Absicht des Autors weniger deutlich und aufdringlich erscheinen lassen sollen .... Das ist aber, wie gesagt, alles nur als Rahmen zum Porträt des ‚Fackel'-Kraus gedacht, der uns als ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, freches Bürschchen vorgeführt wird, das nichts gelernt hat, aber über alles aburteilt, und das schließlich eine Zeitung gründet, welcher empfohlen wird, sich — ‚Der Gestank' zu nennen. Man kann sich denken, mit welchem Halloh diese dramatische Karikatur von jenem Teile der Premièrenbesucher aufgenommen wurde, der auf Seite der Gegner ‚Karlchens' steht .... Fräulein Wallentin hatte Hosen angezogen und sich die Maske des Herrn Kraus zurechtgelegt, der übrigens seiner Hinrichtung persönlich beiwohnte«. Der Berichterstatter der ‚Reichswehr' meint verweisend, daß der Autor seine Tendenz »auch ohne Heranziehung einer bestimmten Person« hätte sinnfällig machen können, und schreibt: »Die Bühne ist nicht der richtige Ort zur Austragung privater Streitigkeiten. Es mag verlockend sein, einen Gegner auf dem Theater zu karikieren oder auch tüchtig abkanzeln zu lassen, man gewinnt damit vielleicht sogar die Lacher auf seine Seite, aber die ruhigen, ernst denkenden Köpfe nicht«. Die ‚Deutsche Zeitung' meldet, daß das Publikum etliche Anspielungen in dem Dialog, in dem Alfred Ackermann »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen auf den Autor einer hiesigen Zeitschrift abgekanzelt wird«, »mit johlendem Beifall« aufnahm. Das ‚Neuigkeits-Weltblatt' schreibt: »Daß sich Karlweis dazu herbeiließ, das publizistische Wirken des Herausgebers einer hiesigen Zeitschrift zum Gegenstand einer dramatischen Polemik zu machen, war kein glücklicher Einfall, wenn er auch den Beifall eines großen Teiles des in seiner Zusammensetzung nur zu sehr bekannten Premièren-Publikums fand.« Der Kritiker des ‚Vaterland' meint, das Stück verrate die Tendenz, »eine ‚Fackel' für immer auszublasen«; Herr Karlweis habe »die Mission erfüllt, mit der in Wien so viel gelesenen und dabei so vielfach totgeschwiegenen ‚Fackel' im Namen Vieler abzurechnen«. Es sei »schade um Herrn C. Karlweis' Talent, das sich in Dienstfertigkeit für aktuelle journalistische Beschwerden verbraucht«. — Ich verweise auf die Totschweigepresse selbst, die sich um das Ereignis zwar herumzudrücken suchte, aber ihrer dankbaren Freude über das Entgegenkommen des Herrn Karlweis doch so lauten Ausdruck gab, daß sie beinahe verraten hätte, wen sie in der Figur des jungen Ackermann zu erkennen glaubte. Ich erwähne als gewiß bezeichnende Tatsache, daß mir ein Bureau, welches mir alle auf die ‚Fackel' bezüglichen Zeitungsausschnitte einsendet, zum erstenmal einen Ausschnitt — man denke nur — aus der ‚Neuen Freien Presse' verehrt hat. Auch von auswärtigen Blättern, deren Kritiker mich an jenem Abend zugleich im Zuschauerraum und auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters angetroffen haben wollen, lege ich nur einige wenige, deren ich habhaft werden konnte, dem löblichen Zensuramte vor. Ein Theatergalopin gibt im ‚Berliner Börsencourier' den folgenden Tendenzbericht aus: »Animierte Stimmung... Die scharfgemünzten, ersichtlich an eine stadtbekannte Adresse gerichteten Pointen demonstrativ lang anhaltend unter heiterster Zustimmung applaudiert«. Die ‚Kölnische Zeitung' versichert, daß neulich in Wien »der Herausgeber der ‚Fackel' einigermaßen persönlich auf die Bühne gekommen« sei, und unser Franz Servaes veröffentlicht ein siebenspaltiges Feuilleton im Berliner ‚Tag', in dessen erstem Satz er mich bereits nennt und auffordert, mich »bei Herrn Karlweis höflichst zu bedanken«. Selbst er, der als Kunstkritiker Wüstensand mit Schnee und den Sessel am Gutenberg-Denkmal mit einer Druckerpresse verwechselt hat, hat mich in der Figur des Alfred Ackermann erkannt. Aber selbst er findet »die große Heldentat, die Anzapfung von Kraus«, wie er

sagt, nicht geschmackvoll. Denn — »Grundgütiger«, ruft er, »das ist die Anzapfung eines einzelnen, der sehr viele Feinde hat und der schon halbtot ist«. (Halbtot, Herr Wagner v. Kremsthal, wohlgemerkt! Aber — »noch lebend«).

Ich brauche gewiß nicht weitere Belege beizubringen, um die Identität der Bühnenfigur mit meiner Person oder vielmehr die Absicht der Identifizierung zu beweisen. Die Bedingungen des Punktes 5 der Instruktion sind vollständig erfüllt. Und nun richte ich an den Herrn, der über das Wohl und Wehe der Bühnenschriftsteller zu entscheiden hat und sonst so prompt die Paragraphen einer veralteten Theaterordnung aus dem Archivstaube hervorzuholen weiß, die Frage, warum er gerade bei der Lektüre des »Neuen Simson« in liberalster Gemütlichkeit den Rotstift sachte zur Erde gleiten ließ. Würde er, wenn ein Dramatiker es heute wagte, statt des Kampfes gegen die Korruption die Korruption selbst auf offener Schaubühne zu geißeln, mit der gleichen Gelassenheit zusehen? Würde er, wenn in die k. k. Statthalterei die Kunde dränge, der Direktor des Deutschen Volkstheaters beabsichtige, den Herausgeber eines andern Blattes, etwa Herrn Benedikt, oder sonst eine Person, die noch am Leben ist, etwa den Länderbank-Hahn, seinem Publikum vorzuführen, nicht mit Berufung auf Punkt 5 schleunig das Verbot des Werkes aussprechen oder die Streichung der Szene anordnen? Die Devise: Gleiches Unrecht für alle! scheint unseren Machthabern noch immer nicht geläufig zu sein, und wie Frau Themis in unseren Landen manchmal ein Auge weit aufreißen muß, um das andere desto fester zudrücken zu können, so will man auch in den Verwaltungsämtern auf die traditionelle Hantierung mit zweierlei Maß nicht verzichten. Ich folge nur meiner schlechten Gewohnheit, die Institutionen, die allgemeinen Angriffen mutig Stand halten, in ihren Vertretern zu bekämpfen, wenn ich dem unmaßgeblichen Wunsche Ausdruck leihe, man möge vor der Abschaffung der Zensur an die Abschaffung des Herrn Wagner v. Kremstal denken. Heute, wo eine einflußreiche Schauspielerin die Verbote der Volkstheaterstücke nicht mehr aufheben und nicht mehr bewirken kann, heute, da die Beurteilung literarischer Arbeiten leider ausschließlich der Einsicht der Herren Kielmansegg und Kremsthal überlassen ist, scheint die Sicherheit der Bühnenautoren vollends erschüttert. Die Zensur ist höchstens noch dazu da, die fünfte Bestimmung der Theaterverordnung zu übertreten. Aber sie wird sich, wenn sie sich diese Funktion bewahren will, zur Konsequenz entschließen müssen. Sollte es nächstens einem andern Aristophanes einfallen, Herrn Wagner v. Kremsthal »mit deutlichen, aber nicht zutreffenden Hinweisen« als Episodenfigur auf die Bühne zu bringen, so wird der Rotstift von den bedenklichen Stellen schamrot abgleiten und dann zur Streichung des § 5 verwendet werden müssen.

Ich für meinen Teil verlange heute entweder die Streichung der Figur des Alfred Ackermann aus dem Stücke oder die der Figur des Herrn Wagner v. Kremsthal aus dem Zensurdepartement. Ich knüpfe an dieses Verlangen den Ausdruck der Mißbilligung, daß der Zensor nicht schon bei der Überreichung der Komödie seines Amtes gewaltet hat. Um aller mißverständlichen Deutung dieser Beschwerde vorzubeugen, erkläre ich, daß ich mich durch das Bühnenwerk» Der neue Simson« nicht beleidigt, sondern bloß gelangweilt fühle. Gleichwohl spreche ich den Wunsch aus, daß ein einmal bestehender, hundertmal angewendeter Paragraph auch diesmal zur Anwendung komme. Diesen Wunsch enthülle ich als die Abneigung gegen die erweisbare Absicht, auf meinem Rücken ein Tantièmengeschäft zu etablieren. Der bei der Première trotz dem Beifalle der Philister durchgefallene »Simson« fand erst lebhaften Zulauf, als durch die Blätterberichte bekannt wurde, welch seltene, außerhalb der dramatischen Wirkung bereitete Sensation den entzückten Börsenbesuchern des Deutschen Volkstheaters geboten werde. Nicht die verhaßte Polizeizensur rufe ich an, sondern die Geschmackszensur, die sich diesmal zufällig auf einen Polizeiparagraphen stützen kann. Wenn schon, wie mir Herr Karlweis und seine Concordiabrüder ironisch versichern, der Kampf gegen die Korruption einträglicher ist als die Korruption selbst, so soll wenigstens die Bekämpfung jenes Kampfes nicht das einträglichste von allen diesen Übel sein. Die tröstende Meinung, daß in diesem Fall auch der Angegriffene profitiere, lasse ich nicht gelten, und ich lehne die Aufforderung ab, mich bei dem Autor des »Neuen Simson« für eine »Reklame»

zu bedanken. Nur ein perverses Ruhmesbedürfnis fände in der Aussicht Befriedigung, daß ehrenvolle Bestrebungen bekannter werden, wenn man sie verdächtigt. Aber ich wahre ein noch wichtigeres öffentliches Interesse, indem ich das Verbot meiner Vorführung auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters verlange. Wenn die Behörde die szenische Verunglimpfung irgend eines einflußreichen Bankdiebes, die Anzapfung eines stadtbekannten Pauschalienempfängers nicht zuließe, so hätte sie die Ausrede, daß sie agitatorische Wirkungen von der reinen Kunstzwecken dienenden Schaubühne fernhalten will. Welche verdammenswerten Tendenzen aber läßt sie durch Verhöhnung des Kampfes gegen die Unmoral Popularität gewinnen! Auch ich begehre wie so viele Kollegen im Schreibfache eine »Subvention seitens der Regierung«. Sie bestehe darin, daß mir meine staatsfreundliche Arbeit nicht erschwert wird, daß die Behörden nicht willig zu einer Gesetzesverletzung den Arm leihen, wenns die Privatrache einer erzürnten Preßmeute verlangt. Wenn ein Staat schon zu feig ist, um offen seine Sympathie für den Kampf gegen seine Parasiten zu bekunden, dann soll er wenigstens die Selbsterniedrigung nicht bis zur offenen Unterstützung seiner Todfeinde treiben. Gegen die Verbreitung der Heilslehre, daß man »nicht niederreißen, sondern aufbauen« solle, hätte ich nichts einzuwenden, solange bloß der eingeweihte Börsenpöbel der Offenbarungen einer dreisten Unmoral teilhaft werden könnte. Aber ich muß mich dagegen auflehnen, daß man den zum Genusse des »Neuen Simson« nachrückenden Bevölkerungsschichten falsche Meinungen über den Korruptionshaß beibringt, der heute die einzige ehrlich positive Aufgabe aller wahren Patrioten bildet ...

Die Szene ist ein Schlachtfeld, auf dem nicht geschlagen, sondern geschlachtet, der Sieg nicht erkämpft, sondern gewonnen, und über einen abwesenden Gegner mühelos triumphiert wird. Die Erwiderung von einem Balkonsitz ist nicht gestattet, und das nachträglich geschriebene Wort kann gegen die stärkere Resonanz der Bühnenrede nicht aufkommen. Wenn es eine Forderung radikaler Parteien ist, daß dem Klerus das Politisieren von der Kanzel verboten werde, so kann mit demselben Recht auch im literarischen Streite unbedingte Gleichartigkeit der Waffen verlangt werden. Eine mächtige Tagespresse könnte sich zu meiner Ausrottung organisieren und die abgestandenen Weisheiten, durch die der »Neue Simson« bei völliger Leere seinen unerlaubten Zweck erreicht, passend verwerten. Aber die Herren wissen, daß sie dann nicht des Zehnteils ihres heutigen Erfolges sicher wären, und ich bin in der mißlichen Lage, ein Gegendrama, das ich etwa im Pulte liegen habe, weder bei der Zensur durch-, noch bei Herrn Bukovics anzubringen.

Ich spreche die Erwartung aus, daß die k. k. Statthalterei die angeführten Gründe berücksichtigen und die Direktion des Deutschen Volkstheaters anweisen wird, das Bühnenwerk »Der neue Simson« fortan in veränderter Form zur Darstellung zu bringen. Um einer neuerlichen Beschwerde vorzubeugen, wird es sich empfehlen, mich zu einer Probe des zensurierten tückes zuzuziehen. Eine lückenhafte Bestimmung der Theaterordnung besagt nämlich, daß es »dem Takte der öffentlichen Organe überlassen« sei, von ihren Befugnissen den Bühnenleitern gegenüber »mit aller Umsicht Gebrauch zu machen« ....

(Unterschrift etc.)

Diese Eingabe an das Zensurdepartement der k. k. Statthalterei gedachte ich zu überreichen, als die Tagesblätter meldeten, daß der »Neue Simson« sich als »Kassenstück« bewähre und von der Direktion des Deutschen Volkstheaters für mehrere Abende in der Woche auf das Repertoire gesetzt sei. Ich unterließ die Überreichung, da von dem Krankenlager des Autors schlimme Nachrichten in die Öffentlichkeit drangen. Die Durchsetzung meiner gerechten Beschwerde hätte die Freude eines schwer leidenden Schriftstellers getrübt, dem die Koterie, die ihn in

so entwürdigende Stellung gebracht, aus Schuldbewußtsein einen dramatischen Scheinerfolg vortäuschte. Und nun ist C. Karlweis gestorben, dessen epigonenhaft zarte Begabung der Riesenlast eines künstlich getürmten Ansehens nicht gewachsen war. Ahnungslos hat seine vordringlichste Lobrednerin, die ‚Neue Freie Presse', diesen Sittenrichter seiner Zeit am treffendsten von allen charakterisiert: »Auch mit der Zensur hatte Karlweis niemals einen Anstand« ... Irrig ist aber die Vermutung, daß der im schlechtesten Kulissengeiste den Langer, Kaiser und O. F. Berg entfernt Verwandte ein Volksdichter gewesen sei, und wieder einmal droht ein für die Innere Stadt präpariertes Wienertum mit dem urtümlichen verwechselt zu werden. Indes, die Bereitwilligkeit, einen Autor zu überschätzen, hält bei der Clique nicht länger vor, als es ihr das eigene Interesse gebietet, und unsterblich pflegen ihre Günstlinge nur so lange zu sein, als sie nicht gestorben sind. Für die Stücke des toten Karlweis, für die materielle Wohlfahrt der Hinterbliebenen, die ich durch ein Verbot des »Neuen Simson« nicht gefährdet sehen möchte, wird keine notizenschreibende Hand sich rühren. Und der »Neue Simson« wird aus dem Repertoire verschwinden, ehe meine Beschwerde von der Statthalterei ordnungsgemäß erledigt wäre.

Doc. 8

gann. Und nun bekam das Publikum auf dem Graben eine Szene zu sehen, die an Widerwärtigkeit wohl nur schwer zu überbieten ist. Der Wachmann hatte offenbar vor der Krückentechnik des schwächlichen Knaben einen heillosen Respekt und rannte dem Knaben nach, der mit dem Aufwand all seiner Kräfte sich fortbewegte, und eine Weile lang dauerte dieser Wettlauf zwischen dem Wachmann und dem einbeinigen Krüppel auf dem Wiener Graben. Plötzlich stürzte der Knabe und lag hilflos auf dem Boden da, die Krücke unweit von ihm. Die Passanten, die über das Vorgehen des Wachmannes entrüstet waren, baten ihn, den Knaben, der schluchzend auf dem Boden lag, doch nicht überflüssigerweise und mehr als notwendig zu ängstigen. Der Wachmann aber riß den Jungen zornentbrannt vom Boden auf, ein zweiter Wachmann kam herbei und beide schleppten das krüppelhafte Kind unter fortwährenden Rufen der Empörung und Entrüstung der Passanten zu einem Einspänner, in dessen Fond der Knabe geworfen wurde. Mittlerweile hatte sich ein nach Hunderten zählendes Publikum angesammelt, das mit geschwungenen Stöcken und geballten Fäusten dem Wagen folgte, der zur Wachstube auf dem Petersplatz fuhr. Noch lange Zeit standen dann die Leute lebhaft diskutierend vor der Wachstube.« Dort waren inzwischen die ersten Exemplare der ‚Fackel' eingebracht, die wegen einer Mahnung zur Menschlichkeit konfisziert worden war.

* * *

Der Amtsdiener.

Der »Übermut der Ämter«, über den Hamlet klagt, steht hierzulande im umgekehrten Verhältnis zur »Rangsklasse«. So unerträglich der österreichische Bureaukretinismus im Ganzen ist, am unerträglichsten ist er dort, wo der Machtwahn, von schlechter Bezahlung üppig genährt, sich in unmittelbarer Reibung mit dem

Publikum austoben kann – in den subalternen Regionen. Einen Minister kann man anschreien; von einem Amtsdiener muß man sich anschreien lassen. Das österreichische Dogma, daß das Publikum eine zur Unbequemlichkeit der Bureaukratie erschaffene Einrichtung ist, zeitigt die groteskesten Erscheinungen. Man glaubt, daß der grobe Amtsdiener ein antiquiertes Possenrequisit sei, mit dessen Benützung sich ein moderner Bühnenschreiber blamieren müsse. Im Wiener Leben will die Figur nicht nur nicht aussterben, sie strotzt von Lebensfülle und Gesundheit. Der dreisteste Hausfriedensbruch wird hier tagtäglich zahllosemale von Exekutionsbeamten begangen, von Wachmännern fortwährend Einmengung in eine Privathandlung verübt. »Amtsehrenbeleidigung« heißt jenes Delikt, dessentwegen man verurteilt wird, wenn man von einer Amtsperson beleidigt wurde, und Strafprozesse, in denen der »Amtseid« eine die Wahrheit paralysierende Wirkung hat, stehen auf der Tagesordnung. Für jeden Vollsinnigen ist es klar, daß eine Amtsperson, die sich in einem Privathause pöbelhaft benimmt, keine Amtsperson ist und getrost hinausgeworfen werden kann. Nur für unsere Staatsanwälte ist dies nicht klar, die noch immer »Amtsehrenbeleidigungsklagen« in Arbeit nehmen, und für unsere Richter, die noch immer verurteilen. Noch immer wird eine Amtsehre geschützt, die man straflos mit einer Nickelmünze in Versuchung bringen kann.

Vor etlichen Monaten entwickelte sich zwischen einem Gerichtsdiener und einer Dame um halb neun Uhr abends das folgende Zwiegespräch: »Wohnt da der U.?« »Er wohnt nicht bei mir.« »Der U. muß da sein.« »Benehmen Sie sich in meiner Wohnung anständig!« »Sie werden mir mit Ihrem Schlieferl in Ihrer Breiten nicht imponieren!« »Wer sind Sie?« (Der Kerl hatte sich noch immer nicht in seiner amtlichen Eigenschaft zu erkennen gegeben.) »Das geht Sie einen Dreck an. Ich bin von der Behörde.« »Ich werde eine Beschwerde machen.« »Sie können mir einen Dreck machen.« »Sie sind frech! Mehr als frech!« Amtsehrenbeleidigung, Verhandlung, Geldstrafe. Und die Wiener lassen sich das ruhig gefallen. Ein zweiter Fall: In der Wohnung der Baronin ~~Dirkens-Hammerstein~~ wollen ein Amtsdiener und ein Sollizitator eine Pfändung vornehmen. Der Amtsdiener spricht mit dem Dienstmädchen »in sehr herrischem Ton«. Die Baronin geht

in das Vorzimmer, fragt, wer sich erlaube, in ihrer Wohnung in solchem Ton zu sprechen, und verlangt, daß der Mann sich legitimiere. Antwort: »Mit Ihnen rede ich nicht. Sie sind verrückt. Vor Ihnen werde ich mich nicht legitimieren.« Der Mann stand mit dem Hut auf dem Kopf da. In der Aufregung gebrauchte die Baronin das Wort »Kerl«. Mit Recht. »Euch Kerlen werde ich schon zeigen!« soll sie gerufen haben, »Morgen seid ihr keine Beamte mehr, und wenn ich zum Minister gehen müßte!« Ist sie dessen überwiesen, so hat sie ein gutes Wort zur rechten Zeit gesagt. Ganz abgesehen davon, daß jeder österreichische Minister jede Soubrette jedem Amtsdiener opfert. Natürlich wurde die Dame zu einer Geldstrafe verurteilt ... Wenn ein Amtsdiener im Hause eines Barons zu exzedieren wagt, welche Orgien der Frechheit müssen dann erst bei Exekutionen gegen arme Leute gefeiert werden! Kein Napoleon kann das Hochgefühl des Triumphs nachfühlen, den ein k. k. Exekutionsdiener in einer Dachbodenkammer erlebt, wenn er eine rechtskräftige Forderung von zwei Kronen fünfzig in der Hand hält und eine ausgehungerte Armee von Familienangehörigen eines vazierenden Hilfsarbeiters ihm zu Füßen liegt: »Zahlts, ös Bagasch!«

In »besseren« Häusern ist der Amtsdiener in der Regel nicht tyrannisch, nur frech. Auch meine Wohnung sollte in diesem Sommer vom Siegertritt eines k. k. Exekutionsorgans widerhallen. Ich war einer Zierde des Barreaus ein paar Kronen schuldig, hatte die gerichtliche Vorschreibung erst als ich von einer Reise heimkehrte, gefunden und sandte den Betrag durch die Post ab. Mit dieser Sendung kreuzte sich das Exekutionsgesuch des Advokaten, und ich mußte die Kosten der amtlichen Störung meiner Nachtruhe bezahlen. Um acht Uhr morgens vollzog sich die advokatorische Großtat. Auf das Aperçu des k. k. Amtsdieners: »Man hat um 8 Uhr auf zu sein«, das mir ans Bett gemeldet wurde, ward ich sogleich munter und eröffnete dem Mann, der noch einige Aussprüche didaktischer Natur nebst ein paar persönlichen Pointen zum besten gab und sich dabei fortwährend auf seinen Amtscharakter berief, daß ich auch den Ministerpräsidenten, der sich in meiner Wohnung flegelhaft benähme, hinauswürfe. Nicht ohne vorher ausdrücklich erklärt zu haben, daß mir die Amtshandlung mit der ersten frechen Bemerkung beendet scheine. Nach der Duplik:

»Schwalbeln Sie mir nichts vor!« öffnete ich die Tür und ersuchte den k. k. Exekutionsdiener, dessen privater Verkehr mir nicht erwünscht sei, meine Wohnung zu verlassen. Ich hatte die ganze Nacht am Schreibtisch verbracht und mußte es ertragen, nach einstündigem Schlaf vom Staat, der die Forderung eines Advokaten pathetisch nimmt, geweckt zu werden. Das freche Benehmen seines Dieners brauchte ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich begab mich ins Exekutionsgericht und schilderte dem Vorsteher mein Erlebnis. Nach einigen Tagen erhielt ich die folgende Zuschrift: »Wohlgeboren Herrn Karl Kraus, Herausgeber der ‚Fackel', Wien. Ihre Beschwerde über das Benehmen eines Vollstreckungs-Organes, das bei Ihnen eine Amtshandlung vorzunehmen hatte, hat mich veranlaßt, dem betreffenden Organ das Unpassende seines Benehmens vorzuhalten und es daran zu erinnern, daß durch § 82 Geschäfts-Ordnung sämtlichen bei Gericht angestellten Personen ein anständiges, ruhiges und höfliches Benehmen zur Pflicht gemacht ist. Ich glaube damit Ihren hier geäußerten Intentionen entsprochen und hiedurch den bedauerlichen Vorfall beigelegt zu haben. K. k. Exekutionsgericht Wien, am 23. Juli 1906. Der Amtsleiter ...«

Ich schämte mich. Warum ward mir diese amtliche Ehrenerklärung und anderen (die sich freilich nicht beschwert hatten) die Verurteilung? Einfach: weil ich die ‚Fackel' herausgebe. Ein klarer Fall von Korruption, an dem ich beteiligt bin. Ich habe mit der Waffe, die ich mein eigen nenne, nie Mißbrauch getrieben, sie niemals noch eigenem Interesse dienstbar gemacht, nie einem zitternden Gegner drohend gezeigt. Aber die bloße Tatsache, daß ich die ‚Fackel' herausgebe, schafft mir einen Vorteil, der anderen Staatsbürgern nicht gewährt wird: Recht gegen Unrecht zu finden. Eine jämmerliche Erkenntnis: daß in Österreich nur durch Korruption eine gesetzliche Behandlung zu erzielen ist. Und ich kann mich von ihren markanten Kostgängern nur dadurch unterscheiden, daß ich nichts dazutue, um den Macht- und Furchthabern in Erinnerung zu bringen, daß ich eine Zeitung besitze. Ich brachte die Zuschrift des Exekutionsgerichts zum Abdruck, weil ich meinen Verdacht bekunden wollte, daß weder die Dame, bei der der Amtsdiener abends eindrang, noch die Baronin Hammerstein jene Gerechtigkeit gefunden hätten, die mir eine Klage wegen Amtsehrenbeleidigung erspart hat. Ich schäme mich. Mache aber die Ohnmachthaber in Österreich jetzt in aller Form darauf aufmerksam, daß ich eine Zeitung besitze. Nämlich, daß ich sie nicht besitze, um mir für meine Person Benefizien der Gesetzlichkeit zu verschaffen — die ich zwar nicht wie Freikarten von Bahnen und Theatern zurückzuweisen brauche —, sondern, um darauf zu achten, daß die Gesetzlichkeit auch allen jenen zuteil werde, die keine Zeitung besitzen!

B—1

DER AMTSDIENER

Oktober 1906

Der »Übermut der Ämter«, den schon Hamlet beklagt, steht hierzulande im umgekehrten Verhältnis zur »Rangsklasse«. So unerträglich der österreichische Bureaukretinismus im ganzen ist, am unerträglichsten ist er dort, wo der Machtwahn, von schlechter Bezahlung üppig genährt, sich in unmittelbarer Reibung mit dem Publikum austoben kann — in den subalternen Regionen. Einen Minister kann man anschreien; von einem Amtsdiener muß man sich anschreien lassen. Das österreichische Dogma, daß das Publikum eine zur Unbequemlichkeit der Bureaukratie erschaffene Einrichtung ist, zeitigt die groteskesten Ercheinungen. Man glaubt, daß der grobe Amtsdiener ein antiquiertes Possenrequisit sei, mit dessen Benützung sich ein moderner Bühnenautor blamieren müsse. Im Wiener Leben will die Figur nicht nur nicht aussterben, sie strotzt von Lebensfülle und Gesundheit. Der dreistete Hausfriedensbruch wird hier tagtäglich zahllose Male von Exekutionsbeamten begangen, von Wachmännern fortwährend Einmengung in eine Privathandlung verübt. »Amtsehrenbeleidigung« heißt jenes Delikt, um dessentwegen man verurteilt wird, wenn man von einer Amtsperson beleidigt wurde, und Strafprozesse, in denen der »Amtseid« eine die Wahrheit paralysierende Wirkung hat, stehen auf der Tagesordnung. Für jeden Vollsinnigen ist es klar, daß eine Amtsperson, die sich in einem Privathause pöbelhaft benimmt, keine Amtsperson ist und getrost hinausgeworfen werden kann. Nur für unsere Staatsanwälte ist dies nicht klar, die noch immer »Amtsehrenbeleidigungsklagen« in Arbeit nehmen, und für unsere Richter, die noch immer verurteilen. Noch immer wird eine Amtsehre geschützt, die man straflos mit einer Nickelmünze in Versuchung führen kann.

Vor etlichen Monaten entwickelte sich zwischen einem Gerichtsdiener und einer Dame um halb neun Uhr abends das folgende Zwiegespräch: »Wohnt da der U.?« »Er wohnt nicht bei mir.« »Der U. muß da sein.« »Benehmen Sie sich in meiner Wohnung anständig!« »Sie werden mir mit Ihrem Schlieferl in Ihrer Breiten nicht imponieren!« »Wer sind Sie?« (Der Kerl hatte sich noch immer nicht in seiner amtlichen Eigenschaft zu erkennen gegeben.) »Das geht Sie einen Dreck an. Ich bin von der Behörde.« »Ich werde eine Beschwerde machen.« »Sie können mir einen Dreck machen.« »Sie sind frech! Mehr als frech!« Amtsehrenbeleidigung, Verhandlung, Geldstrafe. Und die Wiener lassen sich das ruhig gefallen. Ein zweiter Fall: In der Wohnung der Soubrette, Baronin H., wollen ein Amtsdiener und ein Sollizitator eine Pfändung vornehmen. Der Amtsdiener spricht mit dem Dienstmädchen »in sehr herrischem Ton«. Die Baronin geht in das Vorzimmer, fragt, wer sich erlaube, in ihrer Wohnung in solchem Ton zu sprechen, und verlangt, daß der Mann sich legitimiere. Antwort: »Mit Ihnen rede ich nicht. Sie sind verrückt. Vor Ihnen werde ich mich nicht legitimieren.« Der Mann stand mit dem Hut auf dem Kopf da. In der Aufregung gebrauchte die Baronin das Wort »Kerl«. Mit Recht. »Euch Kerlen werde ich schon zeigen!« soll sie gerufen haben, »morgen seid ihr keine Beamte mehr, und wenn ich zum Minister gehen müßte!« Ist sie dessen überwiesen, so hat sie ein gutes Wort zur rechten Zeit gesagt. Ganz abgesehen davon, daß jeder österreichische Minister jede Soubrette jedem Amtsdiener opfert. Aber die Dame wurde zu einer Geldstrafe verurteilt . . . Wenn ein Amtsdiener im Hause eines Barons zu exzedieren wagt, welche Orgien der Frechheit müssen dann erst bei Exekutionen gegen arme Leute gefeiert werden! Kein Napoleon kann das Hochgefühl des Triumphs nachfühlen, den ein k. k. Exekutionsdiener in einer Dachbodenkammer erlebt, wenn er eine rechtskräftige Forderung von zwei Kronen fünfzig in der Hand hält und eine ausgehungerte Armee von Familienangehörigen eines vazierenden Hilfsarbeiters ihm zu Füßen liegt: »Zahlts, ös Bagasch!«

In »besseren Häusern« ist der Amtsdiener in der Regel nicht tyrannisch, nur frech. Auch meine Wohnung sollte in diesem Sommer vom Siegertritt eines k. k. Exekutionsorgans widerhallen. Ich war einer Zierde des Barreaus ein paar Kronen schuldig, hatte die gerichtliche Vorschreibung erst, als ich von einer Reise heimkehrte, gefunden und sandte den Betrag augenblicklich durch die Post ab. Mit dieser Sendung kreuzte sich das Exekutionsgesuch des Advokaten, und ich mußte die Kosten der amtlichen Störung meines Schlafs bezahlen. Um 8 Uhr morgens vollzog sich die advokatorische Großtat. Auf das Aperçu des k. k. Amtsdieners: »Man hat um 8 Uhr auf zu sein«, das mir ans Bett gemeldet wurde, ward ich sogleich munter und eröffnete dem Mann, der noch einige Aussprüche didaktischer Natur nebst ein paar persönlichen Pointen zum besten gab und sich dabei fortwährend auf seinen Amtscharakter berief, daß ich auch den Ministerpräsidenten, der sich in meiner Wohnung flegelhaft benähme, hinauswürfe. Nicht ohne vorher ausdrücklich erklärt zu haben, daß mir die Amtshandlung mit der ersten frechen Bemerkung beendet scheine. Nach der Duplik: »Schwalbeln Sie mir nichts vor!« öffnete ich die Tür und ersuchte den k. k. Exekutionsdiener, dessen privater Verkehr mir nicht erwünscht sei, meine Wohnung zu verlassen. Ich hatte die ganze Nacht am Schreibtisch verbracht und mußte es ertragen, nach einstündigem Schlaf vom Staat, der die Forderung eines Advokaten pathetisch nimmt, geweckt zu werden. Das freche Benehmen seines Dieners brauchte ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich begab mich ins Exekutionsgericht und schilderte dem Vorsteher mein Erlebnis. Nach einigen Tagen erhielt ich die folgende Zuschrift: »Wohlgeboren Herrn Karl Kraus, Herausgeber der ‚Fackel', Wien. Ihre Beschwerde über das Benehmen eines Vollstreckungsorganes, das bei Ihnen eine Amtshandlung vorzunehmen hatte, hat mich veranlaßt, dem betreffenden Organ das Unpassende seines Benehmens vorzuhalten und es daran zu erinnern, daß nach § 82 Geschäfts-Ordnung sämtlichen bei Gericht angestellten Personen ein anständiges, ruhiges und höfliches Benehmen zur Pflicht gemacht ist. Ich glaube damit Ihren hier geäußerten Intentionen entsprochen und hiedurch den bedauerlichen Vorfall beigelegt zu haben. K. k. Exekutionsgericht Wien, am 23. Juli 1905. Der Amtsleiter . . .«

Ich schämte mich. Warum ward mir diese amtliche Ehrenerklärung und anderen (die sich freilich nicht beschwert hatten) die Verurteilung? Einfach: weil ich die ‚Fackel' herausgebe. Ein klarer Fall von Korruption, an dem ich beteiligt bin. Ich habe mit der Waffe, die mir eignet, nie Mißbrauch getrieben, sie niemals eigenem Interesse dienstbar gemacht oder einem zitternden Gegner drohend gezeigt. Aber die bloße Tatsache, daß ich die ‚Fackel' herausgebe, schafft mir einen Vorteil, der anderen Staatsbürgern nicht gewährt wird: Recht gegen Unrecht zu finden. Welch jammervolle Erkenntnis, daß in Österreich nur durch Korruption eine gesetzliche Behandlung zu erzielen ist! Und ich kann mich von ihren markanten Kostgängern nur dadurch unterscheiden, daß ich nichts dazu tue, um den Macht- und Furchthabern in Erinnerung zu bringen, daß ich eine Zeitung besitze. Ich brachte die Zuschrift des Exekutionsgerichts zum Abdruck, weil ich meinen Verdacht bekunden wollte, daß weder die Dame, bei der der Amtsdiener abends eindrang, noch die Baronin H. jene Gerechtigkeit gefunden hätten, die mir eine Klage wegen Amtsehrenbeleidigung erspart hat. Ich schäme mich. Mache aber die Ohnmachthaber in Österreich jetzt in aller Form darauf aufmerksam, daß ich eine Zeitung besitze. ~~Nämlich, daß ich sie~~ nicht besitze, um mir für meine Person Benefizien der Gesetzlichkeit zu verschaffen — die ich zwar nicht wie Freikarten von Bahnen und Theatern zurückzuweisen brauche —, sondern, um darauf zu achten, daß die Gesetzlichkeit auch allen jenen zuteil werde, die keine Zeitung besitzen!

Die Fackel

Nr. 133 — Wien, Mitte März 1903 — IV. Jahr

Theaterprobleme.

März 1903

Die antisociale Tendenz des Journaillismus hat sich dort zumal, wo das Missverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Scriblerlaune und Gefährdung von Existenzen am crassesten ist: auf dem Gebiete des Bühnenwesens. Hier schonen sich die Kerle nicht, wenn ihnen kein Witz in der Kehle stecken bleibt, weder das Privatleben noch das künstlerische Ansehen, weder das Schamgefühl noch die wirtschaftliche Sicherheit. Der Politiker kann sich wehren, der Bankdirector die Pauschalien sperren, wer immer der öffentlichen Kritik unterworfen ist, die schwachen Mittel anwenden, die ihm ein schlechtes Gesetz und ererbte Pressfurcht an die Hand geben: Der Schauspieler ist wehrlos. Solange das Publicumsgehirn eine mit Druckerschwärze gepichte Camera obscura bleibt, solange Theaterdirectoren Gagen und Gastspielhonorare nach der publicistischen Werthung bemessen, die sich ein ernstzunehmender Menschendarsteller von dem dümmsten Notizenbengel gefallen lassen muß, solange geht kein Riss durch das Weltganze, wenn Herr Sonnenthal aus seinem Wagen springt, um einen Revolverer letzter Sorte zu umarmen, wenn ein Girardi, den das gefestete Bewusstsein einer unbestrittenen Volksthümlichkeit erheben dürfte, im Comitézimmer der »Concordia« herumbänkelt, wenn die stolzeste Diva an den niedrigsten Coulissenschnüffler ein vertrauliches »Lieber Doctor!« verschwendet. Der Einzelne sagt sich mit Recht, daß

er mit Hinauswurf und Fußtritt nicht gut anfangen könne, wenn er nicht sicher ist, daß ihm die Anderen folgen, und Solidaritätsbewusstsein gehört nur insofern zu den Tugenden der Bühnenangehörigen, als sie z. B. einstens allesammt auf den »Concordiaball« gingen, nachdem alle ihm fernzubleiben beschlossen hatten. Kein Kenner des Strafapparats, über den die Journaille verfügt, kein Einsichtiger kann ihnen die alljährliche Erniedrigung verargen; und wer beobachtet hat, wie die »Concordia« auch heuer wieder mit Circularen, deren animierende Tendenz von einem fast drohenden Ton getragen war, arbeitete, der wird die Präsenzliste des Schmöckeballs, soweit sie Theaterleute umfasst, sicherlich glaubhaft finden. Keinem Schauspieler, der vor der Contracterneuerung steht, darf man die Heroenlust zumuthen, die Rache des Ballcomités bei lebendigem Leib über sich ergehen zu lassen, und wenn man weiß, daß Theaterdirectoren bei willfährigen Redactionen sich telephonisch Tadel bestellen, um einen Vorwand für Entlassung oder Gageverminderung zu gewinnen, wenn man dieses Complot zwischen Ausbeutung und Corruption am Werke sieht, dann mag manche ethische Forderung übertrieben klingen. Wer unter einem Joch hindurch muß, kann die Nackensteife nicht bewahren.

Die Affaire Hohenfels-Wanka, die alle Coulissenschnüffler beschäftigt hat, bietet die Anregung, einen Weg zu weisen, der neben dem Joch vorbeiführt. Es ist der Weg gerichtlicher Nothwehr. Ich denke nicht etwa an undankbare Beleidigungsklagen, die höchstens dazu führen, daß der für »Verrohung der Kritik« Gestrafte sich durch Todtschweigen und sonstige höfliche Berufsstörung hundertmal schwerer rächt. Wer hier den Anfang macht, lädt sich ein überflüssiges Martyrium auf. Mich interessiert ausschließlich die civilrechtliche Seite des Verhältnisses, das zwischen misshandelten Theaterleuten und

ungehemmt ihre Macht missbrauchenden Pressleuten besteht. Viel öfter als in seiner Ehre ist der Schauspieler in seiner wirtschaftlichen Sicherheit durch den um eines Witzes, um einer Sensation, um einer Lüge willen Schreibenden bedroht. Herr Julius Bauer hat über den armen Debutanten zu schreiben, der bangend und hoffend an einer Lebenswende steht. Der Debutant gefällt ihm vielleicht ganz gut. Aber da erfährt er, der junge Mann sei früher einmal Zahnarzt gewesen, dankt seinem Schöpfer für die Eingebung und schreibt: »Wir werden ihn schmerzlos ziehen sehen«. Er dachte vielleicht noch darüber nach, ob er den Witz nicht anbringen und doch sein Urtheil bewahren könne, aber da dies ohne Gefährdung des Witzes nicht möglich gewesen wäre, mußte er sich entschließen, das Urtheil zu opfern. Das ist ein Beispiel für tausende. Hier ist's ein Kalauer, dort eine Laune, hier stilistisches Abwechslungsbedürfnis, dort die Erinnerung an eine unterlassene Redactionsvisite. Immer aber bleiben Ursache und Wirkung incommensurabel, immer erschreckt der Gedanke, daß ein Wort eine Existenz aufs Spiel setzt. Und je größer die Gefahr ist, umso unbedenklicher wird von Individuen, die zufällig in's Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzt sind, mit Worten gespielt. Der Coulissenschnüffler, der nach einer Affaire lechzt, hat aus dem in einem Theatercafé geführten Gespräch: daß Frau Hohenfels mit Herrn Wanka zwar eine »Monna Vanna«-Probe durchgemacht hat, aber, da inzwischen Herr Reimers sich gesund meldete, nicht mit ihm auftreten wird, die Eigennamen erlauscht. Daraus entsteht die Notiz: Frau Hohenfels habe sich geweigert, mit Herrn Wanka in »Monna Vanna« aufzutreten; die Meldung wird mit dem Vorwurf der Uncollegialität gegen die Künstlerin garniert und stellt ihren am Auftreten gehinderten Partner empfindlich bloß. Drei Klatschblätter, die ‚Zeit', das ‚Neue Wiener Journal' und die ‚Sonn- und Montags-Zeitung', haben die Nach-

richt liebevoll einander abgenommen. Sie ist so ~~dreist~~ erfunden, daß sich die ~~von~~ der Berührung mit Zeitungsschmutz ~~stets~~ ferne Künstlerin entschließt, den Sachverhalt in zwei ~~Blättern~~ richtigzustellen, in deren Theatertheil die Lügennotiz bis dahin nicht gedrungen war. Glaubt man, daß auch nur eines der Lügen gestraften Klatschblätter die Berichtigung übernommen hat? Inzwischen aber können etliche Gastspielanträge von Provinztheaterdirectoren, die den jungen Heldendarsteller ihrem Publicum als Prinzivalli vorführen wollten, ~~und eifrige Leser des „Neuen Wiener Journal“ sind~~, zu Wasser geworden sein. Der dem Schauspieler durch müßigen Zeitungsklatsch bereitete Schaden läßt sich in diesem wie in jedem anderen Falle mit der von der Civilprocessordnung erforderten Genauigkeit feststellen. Man versuche es einmal. Zu einer Beleidigungsklage gehört jenes Maß von Opfermuth, daß dem Einzelnen nicht zugemuthet werden kann; ihr Erfolg schadet dem Einen und nützt der Gesammtheit nichts. Ein Schadenersatzbegehren, in flagrantem Falle gestellt, erfordert ~~nicht die geringste Courage~~ und würde — außer dem persönlichen Erfolg — zwischen dem Stande und seinen Bedrückern mit einem Schlag die alten Bande lösen.

Der zur Aufregung aller Unbetheiligten geschaffene »Bauernfeldpreis« hat wieder einmal Zank und Lärmen in dies stille Thal gebracht. Als Herr Dörmann prämiiert wurde, der die Commission durch ein dem Handel noch nicht übergebenes Buch getäuscht hatte, war ich unzufrieden. Mit viel weniger Berechtigung ist es bei der Ehrung Arthur Schnitzler's der Abgeordnete Pattai, der den dankenswerthen Schutz des heimischen Literaturgewerbes gegen die Kunsthausierer, den zu verlangen gewiss auch das Parlament berechtigt ist,

eines Gegenstandes geboren wird, der sogar so unbedeutend sein kann wie eine zerbrochene Vase. Die Verskunst ist ein geselliges Vergnügen geworden wie das Pianospiel, und wie vollendet die Technik auch sei, das Genre wird doch schließlich bloß ein artiges Spiel mit Worten und Gedanken. Die ganze Herrlichkeit beschränkt sich oft auf eine Metapher, eine Antithese, ein Gleichnis, ein »sagen das eine und meinen ein anderes«, kleine Ornamente, von denen der Prosaiker Hände voll in seine Prosa streut, jedoch ohne andere Prätension, als kleine, stilistische Verzierungen geben zu wollen.

Diese Kleinkunst, diese »Nippes« sind für unsere Akademie die Dichtkunst selbst geworden; das Beiwerk ist zur Hauptsache gemacht, die Form hat über den Inhalt den Sieg davon getragen, und darum beschützt unsere Akademie die Bagatelle, das Kleinliche, das Bedeutungslose, und als richtende Autorität repräsentiert sie das Parteiische, das Feige, das Nichtige, jetzt zuletzt das Gewissenlose. Darum ist die Institution nicht allein überflüssig, sondern geradezu verwerflich. Sie wurde überflüssig, als der Fachverein der Schwedischen Schriftsteller gebildet wurde, und sie wurde verwerflich, als sie durch Krönung eines Unwürdigen eine schlechte Handlung beging, die doch nicht die erste war.

Übrigens — die Dichtkunst, die freieste von den freien Künsten, verlangt Freiheit, um wachsen zu können! Laßt uns frei sein von Magistern, besonders solchen, die nicht die Kunst können, die sie beurteilen wollen. Im Notfall, laßt uns verzichten auf das Nobelsche Geld, das Dynamitgeld, wie es genannt wird.

Jemand hat gesagt, daß die schwedische Literatur auf die Rückseite von Schuldscheinen geschrieben sei! Das bedeutet: in Armut, in momentaner Not, in Demütigungen ist diese Literatur geboren, deren größte Namen in dieser Akademie gefehlt haben, wo die Mitgliedschaft meist eine Retraitestellung, ein

Austausch von Dienst gegen Dienst gewesen und schließlich eine Hofcharge geworden ist.

Das Brot, das die Akademie auszuteilen gehabt hat, ist nicht immer dem Verdienten zugefallen, aber die Steine, die die Akademie den großen Totgequälten errichtet hat, erinnern an die Steine, die man auf den Hügeln der Toten zu ihrer Seelenruhe und für eigenen Gewissensfrieden opfert . . .

Zum Schluß ein paar Worte über mein persönliches Verhältnis zur Akademie.

Wie deutlich aus meiner Schriftstellerei hervorgeht, habe ich nie nach der Akademie gestrebt; ich habe sogar offen meine Geringschätzung des Instituts ausgesprochen. Was ich geringschätze, kann doch nicht meinen Neid erregen; darum weise ich die mir vorgeworfene Beschuldigung zurück, daß ich mich bei der letzten Neuwahl übergangen gefühlt habe. Und ich benutze die Gelegenheit, den Freunden in der Presse, die meinen Namen genannt haben, als von der Kandidatur für die Akademie die Rede war, mitzuteilen, daß ich niemals die Mitgliedschaft unter den Achtzehn annehmen werde, vorausgesetzt daß sie mir angeboten würde, was ich jedoch für nicht glaublich halte, da die Akademie wohl ihren Traditionen ebenso treu verbleibt, wie ich in literarischer Hinsicht bei meinen bleibe.

Wer mich billigt, der folge mir!

Stockholm. August Strindberg.

* * *

Theaterprobleme. April 1903

Die Sozialpolitik des Theaters ist glücklich bei der Toilettenfrage der Schauspielerinnen angelangt. Nachdem sie über das Schmarotzertum der Agenten, über die organisierten Blutsauger der illustrierten Presse und über die Vergewaltigungspraxis jener Direktions-

kanzleien, in die der Weg durch ein Schlafzimmer führt, ahnungslos hinweggesehen hat. Die Toilettenfrage ist das handlichste unter allen Problemen, die zum Fundus der Skeptiker des Kulissenzaubers gehören. Hier läßt sich mit einer sittlichen Entrüstung Staat machen, die noch viel billiger sein soll als ein Teller voll Brombeeren, und Publikum und Berichterstattung, welche die Schauspielerinnen in eine tobsüchtige Rivalität des Kostümluxus hetzen, können die ganze Schuld auf die Direktoren abwälzen, die durch Vorenthaltung der Spesen ihre weiblichen Mitglieder »der Prostitution in die Arme treiben«. Denn dies lügenvolle Zeitalter, das eine Prostitution des Mannes, des allein prostitutionsfähigen, nicht kennt, legt an die Frauen, denen es fast alle Erwerbswege verschließt und die es doch auf ihrem Schönheits-Standard erhalten sehen möchte, den sittlichen Maßstab an, wenn sie die einzige Konsequenz gezogen haben, die sie in Erfüllung ihrer ästhetischen Mission zu ziehen berechtigt und genötigt waren: sie sind und bleiben »prostituiert«. Und daß sie's sind, daran ist nicht die falsche Wertung der Frauen schuld, sondern der Geiz ihrer Brotgeber... Gewiß, man müßte jene bühnengewaltigen Schufte, die fünfzehn bis fünfzig Gulden-Gagen zahlen und die Spekulation auf den andern Erwerb ihrer weiblichen Mitglieder bekennen, immer wieder anprangern. Aber nur das Pathos von Schwachköpfen vermag in diesem Übelstand die Quelle der »Unsittlichkeit« zu erblicken. Als ob eine zehnmal so hohe Gage die Spesen unbürgerlicher Lebensführung decken könnte! Der Theaterdirektor wäre höchstens verpflichtet, die Wertung künstlerischer Fähigkeit zu markieren, und die Deutsche Bühnengenossenschaft könnte ihr Gewissen entlasten, wenn sie die Direktoren zur Beistellung der billigsten Toiletten — natürlich nicht bloß der »historischen« Kostüme — und zum Verbot eines aus Privatmitteln beschafften Luxus verpflichtete. Daß sich dann die Theatertemperamente

außerhalb der Berufsphäre nicht anders betätigen werden als heute, darauf können sich jene Moral-idioten verlassen, die immer noch glauben, daß ein Spatz wertvoller ist als ein Kolibri... Mehr wird und muß man nicht erreichen, als daß die Direktoren zur Erziehung eines anspruchsvollen Publikums verhalten werden und daß sich die Kuppelei nicht in den Kanzleien selbst etabliert. Ich sah einmal, wie vor einem Kurortetheater zwei alten Herren beim Anblick einer jungen Theaterdame die Augen aus dem Kopf fielen. Direktor Bordenave hob sie persönlich auf und überbrachte sie seiner Angestellten, die wohl oder übel mit den mächtigen Logenabonnenten freundlich sein mußte. Ich halte den Kuppeleiparagraphen, sofern er die bloße Vermittlung und Vermietung einer Gelegenheit an ein mündiges und williges Paar ahndet, für die monströseste Albernheit im Strafgesetzbuch jedes modernen Staates, weil er nur mehr das »Rechtsgut« einer Sittlichkeit schützt, die weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht ist. Aber ich wäre dafür, daß man ihn in jedem Fall rücksichtslos auf Theaterdirektoren anwendet, denen eine ausgesprochene oder unausgesprochene Beugung des freien Willens ihrer weiblichen Angestellten und, solang sie nicht die Anstandsgrenze einer Gage von 100 Gulden einhalten, Vorschubleistung zur Last fällt. Nur bin ich überzeugt, daß die Handlungen, denen sie heute noch Vorschub leisten, auch begangen würden, wenn sie ihn nicht leisteten. Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der »Unsittlichkeit« in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu deutlich in Erscheinung tritt.

Aber die Sozialpolitik des Theaters hat sich nur hinter den Toiletten der Schauspielerinnen versteckt, weil sie vor dem Anblick häßlicherer Übel feige Reißaus genommen hat. Zur Deckung der Kostüm-

spesen ein »Verhältnis« eingehen zu müssen, wird vielleicht nicht von allen Novizen als Zwang empfunden, von allen aber die Einladung, eines der in Wien erscheinenden Theaterrevolverblätter zu abonnieren. Dort wird die Beugung des freien Willens bezahlt, hier kostet sie der Schauspielerin Geld. Die Bühnenvereine mögen doch endlich dem Treiben der illustrierten Blutsauger ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die zu Beginn jeder Sommer- oder Wintersaison mit Vorliebe die Kurorte- und Provinztheater umschleichen. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist traurige Wahrheit. Die Theaterleute glauben, daß ihnen von der Verunglimpfung in Erpresserblättern, deren Begeisterungstarif jedes Theaterkind auswendig kennt, Schaden erwachsen könnte. Und sie geben dem Bildermann nicht nur den letzten Kreuzer, sondern nehmen ihn auch in ihre Gesellschaft auf und suchen ihn durch eine freundschaftliche, oft devote Haltung darüber hinwegzutäuschen, daß sie ihn um seines Gewerbes willen verachten. Alle privaten Belehrungen, daß der Tadel dieses Gelichters mehr als sein Lob ehrt und weniger schadet, sind in den Wind gesprochen. Die Schauspieler wollen nun einmal den Revolver selbst laden helfen. Hat man je einen Theatertisch gesehen, an dem nicht ein bezahlter Lobspender knotzen durfte? Da müssen, wenn die neue Saison neue Beute verheißt, Komiker, Held und Charakterdarsteller darüber Auskunft geben, wieviel von Soubrette, Tragödin und Salondame für ein Jahresabonnement oder, wenn's gut geht, für ein »Bild« zu erwarten sei. »Hat die wen?« lautet die stereotype Frage an das Schicksal; und wenn die Antwort lautet, daß sie »wen hat«, dann wird scharf geladen. Hat die Anfängerin niemand, so wird die Aussicht, in einem so einflußreichen Blatte wie ‚Humorist' oder ‚Wiener Leben' als »vielversprechende junge Kraft« gerühmt zu werden, sie jedenfalls zu einem Abonnement spornen. Wenn sie viel verspricht, muß sie wenigstens

einen Teilbetrag sogleich erlegen; sonst könnte eines Tages zu lesen sein, daß sie nicht zu halten scheine, was sie zu Beginn der Saison versprochen hat. Aber wenige Anfängerinnen werden zögern, auf dem Altar der öffentlichen Meinung eine halbe Monatsgage zu opfern, und da es hierzulande nicht eine, sondern ein Dutzend kolorierter Pestbeulen, die alle geschmiert sein wollen, gibt, kann man sich ausrechnen, wie teuer den Theaterleuten jährlich das bischen Furcht zu stehen kommt. Eine junge Dame, die in der Provinz wirkt, hat sich neulich doch besonnen und, bevor sie ihre Geldbörse öffnete, die Hilfe ihrer Verwandten angerufen. Diese hatten die Freundlichkeit, mir den Brief zu übergeben, der besser als eine von Furcht gedämpfte Zeugenaussage die Bedrängnis der Bühnenneulinge erhärtet und der den folgenden Wortlaut hat:

»... Denk Dir, welchen Unannehmlichkeiten man ausgesetzt ist! Ich bekomme vor einigen Tagen den Besuch eines Menschen, der ganz gemütlich in meinem Zimmer auf mich gewartet hatte und der sich als ein ganz gefährlicher Herr entpuppte. Es ist der Redakteur des ‚Humorist', eines ekligen Wiener Theatertratschblatts, für das er mein Bild haben wollte. Da ich wußte, daß so was nur auf Geld und sogar viel Geld ausgeht, lehnte ich kurz ab, worauf er höchst indigniert tat und mir von dem ›großen Schaden, den ich mir selbst zufüge‹, eine halbe Stunde lang drosch, mir endlich versicherte, er sei nie zudringlich gewesen, sehe vorläufig davon ab, ich müsse aber sein Blatt lesen, um mich zu überzeugen, auf welch vornehmem Niveau es stände, – und mir dabei gleich einen Abonnementsschein auf 36 Kronen ausstellte. Ich erklärte ganz ruhig, daß ich gar nicht in der Lage sei, mir so teure Blätter zu halten, worauf er mir den Schein auf ein halbes Jahr (gleich zu erlegen!) ausstellte und, als ich auch da bedauernd ablehnte, mir das Blatt von Wien aus zu schicken versprach. Um ihn nur los zu werden, sagte ich gar nichts mehr, wollte aber gleich E.... um Rat und Hilfe gegen diesen ... bitten. Er hatte mich nach meinen Plänen ausgefragt, und da erwähnte ich, daß ich einige

Aussicht hätte, ans Deutsche Volkstheater nach Wien zu kommen. Nun steht in der gestrigen Nummer des Schandblattes: Frl. G . . ., vom 1. September 1904 ans Deutsche Volkstheater engagiert u. s. w. Wenn Weisse das liest, kanns mich ein eventuelles Engagement kosten, denn nichts wird beim Theater übler genommen als falsche Engagementsberichte. Kohn heißt der Mensch. Teile E. den Fall mit, liebste Mama, und bitte ihn um seinen Rat. . . .«

„Humorist" — „Wiener Leben": Sehn S', so heiter ist das Leben in Wien! Und der Staatsanwalt ist kein Spielverderber . . . Unter hunderten hat eins Schauspielerin den Mut, abzulehnen; die anderen zahlen. Und die Moralförderer des Theaters, die dem Toilettenproblem an den Leib rücken, glauben sicher, daß die »Prostitution« der Frauen, die Verhältnisse eingehen, um die Betriebsspesen ihrer Schönheit decken zu können, ethisch bedenklicher ist als die von Männern, die ihre Überzeugung für fünf Gulden anbieten und — sogar aufs Zimmer gehen . . .

Der Klügere gibt nach, und Herr v. Koerber ist immer der Klügere. Ungarn behält also die verfassungsmäßigen Rechte am gemeinsamen Heere, und Herrn v. Koerber's Österreich »reklamiert« die seinen. Reklamieren kommt von Reklame . . . Was eigentlich den Ungarn zugestanden worden ist, meint der österreichische Ministerpräsident, werde man erst sehen, wenn's zur Erfüllung des Versprechens kommt; »jedenfalls aber darf ich annehmen, daß der eigentliche militärische Unterricht in der Kommandosprache erteilt werden wird«. Gewisses weiß man nicht, aber Herr v. Koerber »darf annehmen«. Schärfer läßt sich

seine Kompetenz nicht bestimmen: wenn die Ungarn etwas durchsetzen wollen, darf er annehmen. Nur ablehnen darf er nicht. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn v. Koerber und dem Grafen Tisza, von der so große Worte gemacht worden sind, war im Grund recht geringfügig. Daß Österreich »etwas dreinzureden hat«, bestritt auch der ungarische Ministerpräsident nicht. Er behauptete vielmehr bloß: Österreich darf mitreden, — unter der Bedingung, daß es mittut!, und: Österreich hat etwas zu sagen, — unter der Bedingung, daß es nicht Nein sagt! Und da Herr v. Koerber das Ja-Sagen und das Mittun — d. h. das Mitbezahlen — verbürgt hat, war der Friede rasch geschlossen.

†

* * *

Die ‚Fackel' hat es der Regierung verübelt, daß sie nicht dem Raummangel in der Technik, sondern bloß dem Raumüberfluß vor der Technik, durch die Aufstellung von Porträtstatuen, abzuhelfen versucht. Wenn sich indes die Techniker beklagen, daß die Regierung nichts für sie tue, so müssen sie doch zugeben, daß die Regierung für die Wissenschaft noch weniger tut. Herr v. Koerber denkt nicht daran, die Unterlassungssünden früherer Regierungen an der Wissenschaft gut zu machen. Aber auch, wer solche Gedankenlosigkeit verzeiht, hatte zuversichtlich erwartet, daß er wenigstens die Unterlassungssünde eines prächtigen Statthalters gutmachen werde, bei dessen Versuch, die medizinische Wissenschaft zu verteidigen, ihre Ankläger Beifall geklatscht hatten. Der Ministerpräsident hält auch dies für überflüssig: »Was den Standpunkt der Regierung gegenüber der Wissenschaft betrifft, so war derselbe doch schon in jener über ihren Antrag erfolgten Berufung von Männern der Kunst und Wissenschaft in das Herren-

THEATERPROBLEME

März 1903

Die antisoziale Tendenz der Journaille offenbart sich dort am klarsten, wo das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Schreiberlaune und dem Glauben einer aufhorchenden Welt, zwischen Zeilenhonorar und Gefährdung von Existenzen am krassesten ist: auf dem Gebiete des Bühnenwesens. Hier schonen die Kerle, wenn ihnen ein Witz in der Kehle stecken bleiben könnte, weder das Privatleben noch das künstlerische Ansehen, weder die Ehre noch die wirtschaftliche Sicherheit. Der Politiker kann sich wehren, der Bankdirektor die Pauschalien sperren, wer immer der öffentlichen Kritik unterworfen ist, die schwachen Mittel anwenden, die ihm ein schlechtes Gesetz und ererbte Preßfurcht in der Hand lassen: der Schauspieler ist wehrlos. Solange das Publikumsgehirn eine mit Druckerschwärze gepichte Camera obscura bleibt, solange Theaterdirektoren Gagen und Gastspielhonorare nach der publizistischen Wertung bemessen, die sich ein ernstzunehmender Künstler von dem albernsten Notizenbengel gefallen lassen muß, so lange geht kein Riß durch das Weltganze, wenn Herr Sonnenthal aus seinem Wagen springt, um einen Revolvermann zu umarmen, wenn ein Girardi, dem das Bewußtsein unentreißbare Volkstümlichkeit befreien könnte, im Komiteezimmer der ‚Concordia' Bänkel singt, und wenn die stolzeste Diva an den letzten Kulissenschnüffler ein vertrauliches »Lieber Doktor!« verschwendet. Der Einzelne sagt sich mit Recht, daß er mit Hinauswurf und Fußtritt nicht

gut anfangen könne, wenn er nicht sicher ist, daß ihm die Anderen folgen, und das Solidaritätsbewußtsein der Bühnenmenschen offenbart sich nur dann, wenn sie zum Beispiel alle wieder auf den »Concordiaball« gehen, nachdem alle ihm fernzubleiben beschlossen haben. Kein Kenner des Strafapparats, über den der Journalismus verfügt, kein Einsichtiger kann ihnen die alljährliche Erniedrigung verargen; und wer beobachtet hat, wie die »Concordia« mit Zirkularen nachhilft, deren animierende Tendenz von einem fast drohenden Ton getragen ist, der wird die Präsenzliste des Schmöckeballes, soweit sie Theaterleute umfaßt, sicherlich glaubhaft finden. Keinem Schauspieler, der vor der Kontrakterneuerung steht, darf man die Heroenlust zumuten, die Rache des Ballkomitees bei lebendigem Leib über sich ergehen zu lassen, und wenn man weiß, daß Theaterdirektoren bei willfährigen Redaktionen sich telephonisch Tadel bestellen, um einen Vorwand für Entlassung oder Gageverminderung zu gewinnen, wenn man dieses Komplott zwischen Ausbeutung und Korruption am Werke sieht, dann mag manche ethische Forderung übertrieben klingen. Sie müßten auch mit steifem Nacken unterm Joch hindurch.

Eine Affäre, die alle Kulissenschnüffler beschäftigt hat, bietet die Anregung, einen Weg zu weisen, der neben dem Joch vorbeiführt. Es ist der Weg gerichtlicher Notwehr. Ich denke nicht etwa an undankbare Beleidigungsklagen, die höchstens dazu führen könnten, daß der für »Verrohung der Kritik« Gestrafte sich durch Totschweigen und sonstige höfliche Berufsstörung hundertmal schwerer rächt. Wer hier den Anfang macht, lädt sich ein überflüssiges Martyrium auf. Mich interessiert ausschließlich die zivilrechtliche Seite des Verhältnisses, das zwischen mißhandelten Theaterleuten und ungehemmt ihre Macht mißbrauchenden Preßleuten besteht. Viel öfter als in seiner Ehre ist der Schauspieler in seiner wirtschaftlichen

Sicherheit durch den um eines Witzes, um einer Sensation, um einer Lüge willen Schreibenden bedroht. Herr Julius Bauer hat über den armen Debutanten zu richten, der bangend und hoffend an einer Lebenswende steht. Der Debutant gefällt ihm vielleicht ganz gut. Aber da erfährt er, der junge Mann sei früher einmal Zahnarzt gewesen, dankt seinem Schöpfer für die Eingebung und schreibt: »Wir werden Herrn A. schmerzlos ziehen sehen.« Er dachte vielleicht noch darüber nach, ob er den Witz nicht anbringen und dennoch sein Urteil bewahren könne, aber da dies ohne Gefährdung des Witzes vielleicht nicht möglich gewesen wäre, mußte er sich entschließen, das Urteil zu opfern. Das ist ein Beispiel für tausend. Hier ists ein Kalauer, dort eine Laune, oft die Erinnerung an eine unterlassene Redaktionsvisite. Immer aber bleiben Ursache und Wirkung inkommensurabel, immer erschreckt der Gedanke, daß ein Wort eine Existenz aufs Spiel setzen könnte. Und je größer die Gefahr ist, umso unbedenklicher wird von Individuen, die zufällig ins Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzt sind, mit Worten gespielt. Der Kulissenschnüffler, der nach einer Affäre lechzt, hat kürzlich aus dem in einem Theatercafé geführten Gespräch: daß Frau H. mit Herrn W. zwar eine »Monna Vanna«-Probe gehabt habe, aber, da inzwischen Herr R. sich gesund meldete, nicht mit jenem auftreten werde, die Eigennamen erlauscht. Daraus entsteht die Notiz: Frau H. habe sich »geweigert«, mit Herrn W. in »Monna Vanna« aufzutreten; die Meldung wird mit dem Vorwurf der Unkollegialität gegen die Künstlerin garniert, stellt aber vor allem den nicht auftretenden Schauspieler W. bloß. Drei Klatschblätter haben die Nachricht liebevoll aufgegenommen. Sie ist so ganz erfunden, daß sich die der Berührung mit Zeitungsschmutz sonst ferne Künstlerin entschließt, den Sachverhalt in zwei Zeitungen richtigzustellen, in deren Theaterteil die Lügennotiz bis dahin nicht gedrungen

war. Glaubt man, daß auch nur eine der lügengestraften Redaktionen die Berichtigung übernommen hat? Inzwischen aber können etliche Gastspielanträge von Provinztheaterdirektoren, die Herrn W. ihrem Publikum als Prinzivalli vorführen wollten, zu Wasser geworden sein. Der dem Schauspieler durch müßigen Zeitungsklatsch bereitete Schaden läßt sich in diesem wie in jedem anderen Falle mit der von der Zivilprozeßordnung erforderten Genauigkeit feststellen. Man versuche es einmal. Zu einer Beleidigungsklage gehört jenes Maß von Opfermut, das dem Einzelnen nicht zugemutet werden kann; ihr Erfolg schadet dem Einen und nützt der Gesamtheit nichts. Ein Schadenersatzbegehren, in flagrantem Falle gestellt, lohnt den Aufwand an Mut und würde — außer dem persönlichen Erfolg — zwischen dem Stande und seinen Bedrückern mit einem Schlag die alten Bande lösen.

*

Dezember 1903

Die Sozialpolitik des Theaters ist glücklich bei der Toilettenfrage der Schauspielerinnen angelangt. Nachdem sie über das Schmarotzertum der Agenten, über die organisierten Blutsauger der illustrierten Presse und über die Erpressungspraxis jener Direktionskanzleien, in die der Weg durch das Schlafzimmer führt, ahnungslos hinweggesehen hat. Die Toilettenfrage ist das handlichste unter allen Problemen, die zum Fundus der Skeptiker des Kulissenzaubers gehören. Hier läßt sich mit einer sittlichen Entrüstung Staat machen, die noch viel billiger sein soll als ein Teller voll Maulbeeren, und Publikum und Berichterstattung, welche die Schauspielerinnen in eine tobsüchtige Rivalität des Kostümluxus hetzen, können die ganze Schuld auf die Direktoren abwälzen, die durch Vorenthaltung der Spesen ihre weiblichen Mitglieder »der Prostitution in die Arme treiben«. Denn dies lügenvolle Zeitalter, das eine Prostitution des

Mannes, des allein prostitutionsfähigen, nicht kennt, legt an die Frauen, denen es fast alle Erwerbswege verschließt und die es doch auf ihrem Schönheits-Standard erhalten sehen möchte, den sittlichen Maßstab an, wenn sie die einzige Konsequenz gezogen haben, die sie in Erfüllung ihrer ästhetischen Mission zu ziehen berechtigt und genötigt waren: sie sind und bleiben »prostituiert«. Und daß sie's sind, daran ist nicht die falsche Wertung der Frauen schuld, sondern der Geiz ihrer Brotherren!... Gewiß, man müßte jene bühnengewaltigen Schufte, die Fünfzehn bis fünfzig Gulden-Gagen zahlen und die Spekulation auf den andern Erwerb ihrer weiblichen Mitglieder nicht einmal verhüllen, immer wieder beim wahren Namen nennen. Aber nur das Pathos von Schwachköpfen vermag in diesem Übelstand die Quelle der »Unsittlichkeit« zu erblicken. Als ob eine zehnmal so hohe Gage die Spesen unbürgerlicher Lebensführung decken könnte! Der Theaterdirektor wäre höchstens verpflichtet, die Wertung künstlerischer Fähigkeit zu markieren, und die Deutsche Bühnengenossenschaft könnte ihr Gewissen entlasten, wenn sie die Direktoren zur Beistellung der Kostüme — natürlich nicht bloß der »historischen« — und zur Festsetzung einer Grenze des aus eigenen Mitteln bezahlten Luxus verpflichtete. Daß sich dann die Theatertemperamente außerhalb der Berufsphäre nicht anders betätigen werden als heute, darauf können sich jene Moralfanatiker verlassen, die immer noch überzeugt sind, daß ein Spatz wertvoller ist als ein Kolibri. Mehr wird und muß man nicht erreichen, als daß die Direktoren zur Moderierung der Luxusforderungen des Publikums verhalten werden und daß sich die Kuppelei nicht in den Kanzleien selbst etabliert. Ich sah einmal, wie vor einem Kurortetheater zwei alten Herren beim Anblick einer jungen Schauspielerin die Augen aus dem Kopf fielen. Direktor Bordenave hob sie

persönlich auf und überbrachte sie seiner Angestellten, die wohl oder übel mit den mächtigen Logenabonnenten freundlich sein mußte. Die Unmittelbarkeit ist ein störendes Moment. Ich halte den Kuppeleiparagraphen, sofern er die Schaffung einer Gelegenheit für ein mündiges und williges Paar ahndet, für die monströseste Albernheit im Strafgesetzbuch jedes modernen Staates, weil er nur mehr das Gut einer Sittlichkeit schützt, die weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht ist. Aber ich wäre dafür, daß man ihn in jedem Fall schonungslos gegen Theaterdirektoren anwende, denen eine ausgesprochene oder unausgesprochene Beugung des freien Willens ihrer weiblichen Angestellten und, solang sie nicht die Anstandsgrenze der Gage einhalten, Vorschubleistung zur Last fällt. Nur bin ich überzeugt, daß die Handlungen, denen sie heute noch Vorschub leisten, auch begangen würden, wenn sie ihn nicht leisteten. Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der »Unsittlichkeit« in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu frech in Erscheinung tritt.

Aber die Sozialpolitik des Theaters hat sich nur hinter den Toiletten der Schauspielerinnen versteckt, weil sie vor dem Anblick häßlicherer Übel feige Reißaus genommen hat. Zur Deckung der Kostümspesen ein »Verhältnis« eingehen zu müssen, wird vielleicht nicht von allen Novizen als Zwang empfunden. Von allen aber die Einladung, eines der in Wien erscheinenden Theaterrevolverblätter zu abonnieren. Dort trägt die Beugung des freien Willens Geld, hier kostet sie der Schauspielerin Geld. Die Bühnenvereine mögen endlich dem Treiben der illustrierten Blutpresser ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die zu Beginn jeder Sommer- oder Wintersaison mit Vorliebe die Kurorte- und Prozinztheater umschleichen und den ärmsten Schauspielern ins Zimmer steigen. Die

Theaterleute glauben immerzu, daß ihnen von der Verunglimpfung in Erpresserblättern, deren Begeisterungstarif jedes Theaterkind auswendig kennt, Schaden erwachsen könnte. Und sie geben dem Bildermann nicht nur den letzten Kreuzer, sondern nehmen ihn auch in ihre Gesellschaft auf und suchen ihn durch eine freundschaftliche, oft devote Haltung darüber hinwegzutäuschen, daß sie ihn um seines Gewerbes willen verachten. Alle privaten Belehrungen, daß der Tadel dieses Gelichters weniger als sein Lob schadet und mehr ehrt, sind in den Wind gesprochen. Die Schauspieler wollen nun einmal den Revolver selbst laden helfen. Hat man je einen Theatertisch gesehen, an dem nicht ein bezahlter Lobspender knotzen durfte? Und da müssen, wenn die neue Saison neue Beute verheißt, Komiker, Held und Charakterdarsteller darüber Auskunft geben, wie viel von Soubrette, Tragödin und Salondame für ein Jahresabonnement oder, wenns gut geht, für ein »Bild« zu erwarten sei. »Hat die wen?« lautet die stereotype Frage an das Schicksal: und wenn die Antwort lautet, daß sie wen hat, dann wird scharf geladen. Hat die Anfängerin niemand, so wird die Aussicht, in einem so einflußreichen Blatte als »vielversprechende junge Kraft« gerühmt zu werden, sie immerhin zu einem Abonnement spornen. Wenn sie viel verspricht, muß sie wenigstens einen Teil sogleich erlegen; sonst könnte eines Tages zu lesen sein, daß sie nicht zu halten scheine, was sie zu Beginn der Saison versprochen hat. Aber es ist keine, die nicht wenigstens das Blatt hält. Keine Anfängerin zögert, auf dem Altar der öffentlichen Meinung eine halbe Monatsgage zu opfern, und da es hierzulande nicht eine, sondern ein Dutzend kolorierter Pestbeulen gibt, die alle geschmiert sein wollen, so kann man berechnen, wie teuer den Theaterleuten jährlich das bißchen Furcht zu stehen kommt. Eine junge Dame, die in der Provinz wirkt, hat sich neulich doch besonnen und, bevor sie ihre Geldbörse öffnete, die Hilfe ihrer

Verwandten angerufen. Diese hatten die Freundlichkeit, mir den Brief zu übergeben, der besser als eine von Furcht gedämpfte Zeugenaussage die Bedrängnis der Bühnenneulinge erhärtet und der den folgenden Wortlaut hat:

»... Denk Dir, welchen Unannehmlichkeiten man ausgesetzt ist! Ich bekomme vor einigen Tagen den Besuch eines Menschen, der ganz gemütlich in meinem Zimmer auf mich gewartet hatte und der sich als ein ganz gefährlicher Herr entpuppte. Es ist der Redakteur des ‚Humorist', eines ekligen Wiener Theatertratschblatts, für das er mein Bild haben wollte. Da ich wußte, daß so was nur auf Geld und sogar viel Geld ausgeht, lehnte ich kurz ab, worauf er höchst indigniert tat und mir von dem »großen Schaden, den ich mir selbst zufüge«, eine halbe Stunde lang drosch, mir endlich versicherte, er sei nie zudringlich gewesen, sehe vorläufig davon ab, ich müsse aber sein Blatt lesen, um mich zu überzeugen, auf welch vornehmem Niveau es stände, — und mir dabei gleich einen Abonnementsschein auf 36 Kronen ausstellte. Ich erklärte ganz ruhig, daß ich gar nicht in der Lage sei, mir so teure Blätter zu halten, worauf er mir den Schein auf ein halbes Jahr (gleich zu erlegen!) ausstellte und, als ich auch da bedauernd ablehnte, mir das Blatt von Wien aus zu schicken versprach. Um ihn nur los zu werden, sagte ich gar nichts mehr, wollte aber gleich E. [...] um Rat und Hilfe gegen diesen [illegible]bitten. Er hatte mich nach meinen Plänen ausgefragt und da erwähnte ich, daß ich einige Aussicht hätte, ans Deutsche Volkstheater nach Wien zu kommen. Nun steht in der gestrigen Nummer des Schandblattes: Frl. G..., vom 1. September 1904 ans Deutsche Volkstheater engagiert u. s. w. Wenn Weisse das liest, kanns mich ein eventuelles Engagement kosten, denn nichts wird beim Theater übler genommen als falsche Engagementsberichte. Kohn heißt der Mensch. Teile E. den Fall mit, liebste Mama und bitte ihn um seinen Rat. ...«

‚Humorist' — ‚Wiener Leben': Sehn S', so heiter ist das Leben in Wien! Und der Staatsanwalt ist kein Spielverderber ... Unter hunderten hat eine Schauspielerin den Mut, abzulehnen; die anderen zahlen. Und die Moralförderer des Theaters, die dem Toilettenproblem an den Leib rücken, glauben sicher, daß die Prostitution der Frauen, die Verhältnisse eingehen, um die Betriebsspesen ihrer Schönheit decken zu können, ethisch bedenklicher ist als die von Männern, die ihre Überzeugung für fünf Gulden anbieten und — sogar aufs Zimmer gehen.

etwaige Folgen auf sich nähmen, wurde ohneweiters bejaht; das sei »alte Praxis und nicht im geringsten bedenklich«... So kam es denn, daß auch diesmal wieder in den Berichten der Wiener Blätter der Kaiser Ausstellungsobjekte »eingehend besichtigt« und — je nach dem Tarif — günstig oder ungemein günstig beurteilt hat, die er überhaupt nicht zu Gesicht bekam. Dafür wurden andere, die er besichtigt hatte, überhaupt nicht erwähnt. Die Wiener Presse trifft kein Vorwurf. Sie hätte sich und den Kaiser ohne Umstände für sie begeistert, wenn... Die Herren haben sich's eben selbst zuzuschreiben. Was hat ihre Halsstarrigkeit bewirkt? Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.

Der Glanzlederfauteuil.

Es gibt keine besseren Österreicher als die Norddeutschen. Wenn sie hier nur erst eingelebt sind, streifen sie außer dem Dialekt alles ab, was des deutschen Mannes Schmuck und Zier bildet. Der Wiener entwickelt sich in Berlin nicht wesentlich; nur daß seiner leichtern Zunge der fremde Dialekt geläufig wird. Der Preuße aber, der sich in der Regel hier wohler fühlt als der Wiener in Berlin, öffnet williger seines Wesens Pforten, lernt allzurasch das Behagen der Gesinnung vorziehen und überösterreichert den Österreicher. In Norddeutschland kennt und schätzt man den Wiener vor allem als Kellner: für den reisenden Landsmann gibt es keinen unerquicklicheren Anblick als die Schneidigkeit, hinter der sich die Schlamperei plötzlich versteckt hat. In Wien beziehen wir die Theaterdirektoren aus Ostpreußen; was würden die Königsberger heute zu ihrem Schlenther sagen, der eine ihrem Wesen so fremde Geschmeidigkeit angenommen hat und von Ibsen und Hauptmann schneller zu einem

Verständnis für die Erfordernisse des österreichischen Hofdienstes gelangte als je ein österreichischer Hofrat zu Ibsen und Hauptmann? Ein krasser Fall von Verwandlung eines norddeutschen Gemütes ist auch die Karrière des Herrn Franz Servaes, Kunstkritikers der ‚Neuen Freien Presse'. Von kundiger Hand dem deutschen Literaturleben entrissen, plätschert er heute, ein munterer Serwas-Franz, behaglicher als irgend ein Zögling der Wiener journalistischen Schule im Schlammwasser unserer Machenschaften. Er ist der Nachfolger des seligen Ranzoni, aber ich glaube nicht, daß dieser Kritiker, dessen Urteil höher im Preise als im Werte stand, sich je dazu hergegeben hätte, einen Artikel wie den unter dem Titel »Interieurs« am 24. April erschienenen mit seiner Chiffre zu signieren.

Der Architekt Adolf Loos hat eine Zeitlang in der ‚Neuen Freien Presse' Modewaren und kunstgewerbliche Gegenstände in seiner leichtfertig glücklichen und interessanten Art rezensiert. Ich vermute, daß seine Artikel eingestellt wurden, weil der Essayist das Inseratengeschäft verdarb und weil er es am Ende nicht dulden wollte, daß hinter seinem Rücken einkassiert und sein Firmenurteil beeinflußt werde. Dem Unfug, daß Geschäftsinhaber ohne Bezahlung zu einer Würdigung ihrer Erzeugnisse gelangten, die sie sonst teuer erkaufen mußten, hat also wohl die Administration der ‚Neuen Freien Presse' ein Ende gemacht. Seit Loos ist aber das Blatt, dessen Herausgeber sich offenbar noch nicht reich genug dünken, auf den Geschmack des von literarischer Feder besorgten Warenlobs gekommen. Vereinzelte Fälle waren gewiß schon früher zu verzeichnen, und die ‚Zeit', die wirklich niemand bestechen will, hat einmal behauptet, vor Jahren habe Herr Wittmann ein Feuilleton über eine kunstgewerbliche Firma geschrieben, das für tausend Gulden bei der Administration bestellt war. Herr Wittmann bekam sicherlich kein Extrahonorar, schrieb ein Urteil nieder, daß sich vielleicht mit seinem eigenen deckte:

die Fügsamkeit eines Schriftstellers gegenüber redaktionellen Wünschen, deren administrative Herkunft auch der biederste Schwabe riechen muß, bliebe immerhin denkwürdig und für die Korrumpierung der literarischen Unschuld durch die Geschäftspresse bezeichnend. Die Leistung des Herrn Servaes bedeutet einen Schritt weiter auf diesem Wege. Seiner geringern Begabung entsprechend fällt die Bemühung, die Direktive seines Lobes plaudernd zu cachieren, ungleich dürftiger aus. Der Artikel »Interieurs« setzt ohne Umschweife mit einer Empfehlung des »bekannten Möbelwarenhauses« von Portois & Fix ein. »Gerne folgten wir der freundlichen Einladung der Firma, ihre neuen Räumlichkeiten zu besichtigen«. Nachdem Herr Servaes die Schönheit gepriesen hat, muß er, wie's in allen Inseraten üblich ist, auch die Billigkeit der Ware loben. Dies besorgt er in nicht zu überbietender Schalkhaftigkeit wie folgt: »Indem man langsam hindurchschreitet, ist einem zu Mute, als bekäme man eine anschaulich illustrierte Mustervorlesung über die moderne Kunst des Wohnens gehalten. Wir sind indiskret genug, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse. Und da erfahren wir denn, zu unserer Befriedigung, daß nicht bloß die reichen Leute, die alten Stammkundschaften dieses Hauses, hier kaufen können, sondern daß neuerdings besonders auch für Minderbemittelte in vorsorglicher Weise Rat geschaffen wurde. Eine Reihe behaglicher und geschmackvoller Interieurs kann jetzt, dank klug ersonnener Fabriksherstellung, schon zu Preisen geliefert werden, die es auch dem bescheidenen Anfänger ermöglichen, der Vorzüge, die ein Welthaus wie Portois & Fix zu bieten hat, teilhaftig zu werden und sich ganz davon einrichten zu lassen.« »Welthaus«: da

schlug dem Kunstkritiker der Inseratenagent ins Genick. Jener besinnt sich und erklärt wieder im literarischen Ton: »Es schien mir (gemeinsam mit dem Inseratenagenten hatte er per »Wir« gesprochen) einen eigenen Reiz zu haben, zunächst einmal eine solche billige Einrichtung eingehend zu besichtigen. Ich wurde in eine zusammenhängende Gruppe von vier Zimmern geführt, denen es an Komfort und Behaglichkeit nirgends fehlte und in denen ein anspruchsloses junges Ehepaar, das ja bekanntlich schon in der kleinsten Hütte Raum findet, sich wie in einem Himmelreich fühlen muß«. Das Speisezimmer, versichert Herr Servaes, habe »so einladend auf uns« gewirkt, »daß wir eine Zeitlang Platz nahmen, gemütlich am runden Eßtisch saßen und unsere Zigaretten rauchten«. (Gewiß gleichfalls von der Firma beigestellt). Jetzt wird Herr Servaes frivol, und da tut der Inseratenagent wieder nicht mit: »Ich dächte, man kann sich's darin wohl sein lassen, mindestens bis zum Eintreffen einer fröhlichen Nachkommenschaft. Doch auch dann werden kluge Leute sich einzurichten verstehen. Wer aber bereits vorher in dieser Hinsicht Sorge treffen will, der findet am andern Ende des Stockwerkes eine zweite kleine Familienwohnung, die etwas luxuriöser eingerichtet ist und in der auch ein vollständig hygienisch eingerichtetes Kinderzimmer sich vorfindet.« Und »eine schlichte Junggesellenkammer bildet einen gewissen Kontrast zu einem in Weiß und Rosa gehaltenen Jungfernstübchen«, in dem um das duftige Bett zarte keusche Träume zu gaukeln scheinen«. Das ist mehr als man verlangen kann. Und aus einem englischen Glanzlederfauteuil, den Herr Servaes erblickt hat, »mag man gar nicht wieder aufstehen, wenn man einmal darin niedergesunken ist«. Wunder über Wunder! Der unabhängige Kunstkritiker, der mit den Erzeugern der Gegenstände, die er zu besprechen hatte, sicherlich in keine persönliche Ver-

bindung getreten ist, schließt: »Vor dreiunddreißig Jahren hat der jetzige Chef des Hauses, Herr Anton Fix, auf Reisen im Auslande gründlich vorgebildet, das Geschäft von seinem Vater in ganz bescheidenen Verhältnissen übernommen, stets von dem Gedanken beseelt, solide und geschmackvolle Möbel zu erzeugen. Seitdem hat das Geschäft durch die Verbindung mit Portois den Fabriksbetrieb eingeführt und nach dessen Tode eine neue Entwicklung im großen Stile begonnen. Nun ist der Sohn des jetzigen Chefs, Herr Robert Fix, der Firma beigetreten und brachte die Erfahrungen einer mehrjährigen, zu Studienzwecken unternommenen Weltreise hinzu. So baut jetzt schon die dritte Generation, mit der zweiten einträchtig vereinigt, an dem Werke weiter, und unsere Wanderung hat uns belehrt, wie rüstig dieses dabei gedeiht, wie hoffnungsvoll es weiterblüht und wächst.« . . .

Wir fragen uns nur, wie viel das kunstkritische Urteil eines Mannes wert ist, den seine Chefs zur Besprechung eines Warenhauses kommandieren und dem pünktlich alle Stile, die er darin vertreten findet, gefallen? Anstatt kritischer Besprechung, die gewiß auch im gewerblichen Gebiete statthaft und notwendig ist, liefert er das Lob der »Leistungsfähigkeit« einer Firma, deren »Ruf seit Jahrzehnten feststeht« und die es »mit vielseitiger Schmiegsamkeit versteht, sowohl den neuen Bewegungen des einheimischen Geschmackes zu folgen wie auch in älteren und ausländischen Stilarten Mustergiltiges zu schaffen«. Wie viel das kunstkritische Urteil eines solchen Kritikers wert ist, läßt sich dann nur mehr aus den Geschäftsbüchern der jeweiligen Firma nachweisen. Die Verwendung von Literaten für die Abfassung von Geschäftsreklamen ist eine vorzügliche Einrichtung der modernen Presse. Nur sind wir — gleich Herrn Servaes — »indiskret genug, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen

zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse«... Wird Herr Servaes wieder Werke der bildenden Kunst als freier Urteiler rezensieren können? Seine neue Beschäftigung ~~gleicht dem bequemen Glanzlederfauteuil, der ihm~~ bei Portois & Fix in die Augen gestochen hat: man kann sich daraus gar nicht mehr erheben, »wenn man einmal darin niedergesunken ist«...

Ein deutsch-österreichisches Literaturwerk, ‚Der liebe Augustin', hat sich, wie die Leser aus der letzten Nummer der ‚Fackel' erfahren haben, selbst gelangweilt und in einem verblüffend aufrichtigen Zirkular sich mit den Hoffnungen eines Redaktionswechsels getröstet. »Mit der Unmenge altmodischen Krams«, die in den beiden ersten Heften aufgestapelt war, soll aufgeräumt werden. Trauernd vernimmt das deutsch-österreichische Schrifttum die Botschaft. Wieder ist den Frimbergers und Frauengrubers, die sich in dieser verderbten Welt allein noch den lyrischen Glauben an das »Muatterl« bewahrt haben und in einer Epoche wüster Sexualpoesie den Wahlspruch bekennen, daß, wer das Dirndl nicht ehrt, der Dirne nicht wert ist, — wieder ist den »Heimatkünstlern« zwischen Attnang und Redl-Zipf eine Gelegenheit entzogen. Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die Vertreterin jener literarischen Richtung, der es mehr auf die Zuständigkeit als auf die Begabung ankommt, findet, daß mit dem Programmwechsel des ‚lieben Augustin' alles hin sei, und schreibt wörtlich: »Strotzten die zwei ersten Nummern auch nicht von Witz und

DER GLANZLEDERFAUTEUIL

Mai 1904

Es gibt keine besseren Österreicher als die Norddeutschen. Wenn sie bei uns nur erst eingelebt sind, streifen sie außer dem Dialekt alles ab, was des deutschen Mannes Schmuck und Zier bildet. Der Wiener entwickelt sich in Berlin nicht wesentlich; nur daß seiner leichtern Zunge der fremde Dialekt geläufig wird. Der Preuße aber, der sich hier wohler fühlt als der Wiener in Berlin, öffnet williger seines Wesens Pforte, lernt rasch das Behagen der Gesinnung vorziehen und überösterreichert den Österreicher. In Norddeutschland kennt und schätzt man den Wiener vor allem als Kellner: für den reisenden Landsmann, der in ein »Wiener Café« kommt, gibt es keinen unerquicklicheren Anblick als diese plötzliche Strammheit der Verlotterung, als diese neue Schneidigkeit, hinter der sich die alte Schlamperei verkrochen hat. Aber es ist nur ein Mummenschanz; »mir san mir«, wenns ans Trinkgeld geht. In Wien kennt und schätzt man den Preußen vor allem als Burgtheaterdirektor: was würden die Königsberger heute zu ihrem Schlenther sagen, der eine ihrem Typus so fremde Geschmeidigkeit angenommen hat und von Ibsen und Hauptmann schneller zu einem Verständnis für die Erfordernisse des österreichischen Hofdienstes gelangt ist als je ein österreichischer Hofrat zu Ibsen und Hauptmann? Der krasseste Fall von Verwandlung eines norddeutschen Charakters ist aber die Karriere des Herrn Franz

Servaes, Kunstkritikers der ‚Neuen Freien Presse'. Von kundiger Hand dem deutschen Literaturleben entrissen, plätschert er heute behaglicher als irgend ein Zögling der Wiener journalistischen Schule im Schlammwasser unserer Machenschaften, und schon nennen ihn die Gschnasbrüder der Wiener Malerzunft ihren Servas-Franz. Er ist der Nachfolger des seligen Ranzoni; aber ich glaube nicht, daß dieser Kritiker, dessen Urteil doch höher im Preis als im Wert stand, und der nie ein literarisches Vorleben zu verleugnen hatte, imstande gewesen wäre, einen Artikel wie jenen über die »Interieurs« mit seiner Chiffre zu signieren.

Adolf Loos, der zwischen Kunst und Gewerbe Ideen gefunden hat, deren Mißverständnis heute bereits seinen Mann nährt, hat eine Zeitlang in der ‚Neuen Freien Presse' das Kunstgewerbe rezensiert. Durch einen der wenigen denkenden Menschen, die ~~heute~~ das Wiener Pflaster trägt, das Blatt der Intelligenz kompromittieren zu lassen, schien auf die Dauer unmöglich. Seine Artikel wurden eingestellt, weil der Kulturkritiker das Inseratengeschäft verdarb oder weil er es nicht dulden wollte, daß hinter dem Rücken der Kultur bei der Firma einkassiert werde. Die Redaktion mochte schwanken, aber dem Unfug, daß Geschäftsleute ohne Bezahlung zu einer Würdigung ihrer Erzeugnisse gelangen, die sie sonst teuer erkaufen mußten, hat die Administration des Blattes ein rasches Ende gemacht. Seit damals ist nun die ‚Neue Freie Presse', deren Herausgeber ihren Reichtum noch immer unterschätzen, auf den Geschmack des von literarischer Feder besorgten Warenlobs gekommen. Vereinzelte Fälle waren gewiß schon früher zu verzeichnen, und die ‚Zeit', die wirklich niemand bestechen will, hat einmal behauptet, vor Jahren habe sogar Herr Wittmann ein Feuilleton über eine kunstgewerbliche Firma geschrieben, das für tausend Gulden bei der Administration bestellt war. Herr Wittmann bekam sicherlich kein Extrahonorar, schrieb ein Urteil nieder,

das sich vielleicht mit seinem eigenen deckte: die Fügsamkeit eines Schriftstellers gegenüber redaktionellen Wünschen, deren administrative Herkunft auch der biederste Schwabe riechen muß, bliebe immerhin denkwürdig und für die Korrumpierung der literarischen Unschuld durch die Geschäftspresse bezeichnend. Die Mission des Herrn Servaes bedeutet einen Schritt weiter auf diesem Wege. Seiner geringeren journalistischen Begabung entsprechend fällt die Bemühung, die Direktive seines Lobes plaudernd zu kaschieren, ungleich dürftiger aus. Der Artikel »Interieurs« setzt ohne Umschweife mit einer Empfehlung des »bekannten Möbelwarenhauses« ein. »Gerne folgten wir der freundlichen Einladung der Firma, ihre neuen Räumlichkeiten zu besichtigen«. Nachdem der Kunstschriftsteller die Schönheit der Ware gepriesen hat, muß er, wie's in allen Inseraten üblich ist, auch deren Billigkeit loben. Dies besorgt er mit nicht zu überbietender Schalkhaftigkeit wie folgt: »Indem man langsam hindurchschreitet, ist einem zu Mute, als bekäme man eine anschaulich illustrierte Mustervorlesung über die moderne Kunst des Wohnens gehalten. Wir sind indiskret genug, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse. Und da erfahren wir denn zu unserer Befriedigung ⏑ nicht bloß die reichen Leute, die alten Stammkundschaften dieses Hauses ⏑ besonders auch für Minderbemittelte in vorsorglicher Weise Rat geschaffen ⏑ schon zu Preisen geliefert, die es auch dem bescheidenen Anfänger ermöglichen, der Vorzüge, die ein Welthaus wie .. zu bieten hat, teilhaftig zu werden und sich ganz davon einrichten zu lassen.« Man spürt ordentlich die Püffe, die der Inseratenagent dem Kunstkritiker versetzt hat. Der aber entzieht sich diesem Einfluß und

erklärt wieder in literarischem Ton: »Es schien mir (gemeinsam mit dem Inseratenagenten hatte er per »Wir« gesprochen) einen eigenen Reiz zu haben, zunächst einmal eine solche billige Einrichtung eingehend zu besichtigen. Ich wurde in eine zusammenhängende Gruppe von vier Zimmern geführt, denen es an Komfort und Behaglichkeit nirgends fehlte und in denen ein anspruchsloses junges Ehepaar, das ja bekanntlich schon in der kleinsten Hütte Raum findet, sich wie in einem Himmelreich fühlen muß«. Das Bild des Himmels verleugnet seinen schöngeistigen Ursprung nicht. Aber schon steht der Inseratenagent wieder daneben: das Speisezimmer, versichert der Kritiker, habe »so einladend auf uns« gewirkt, »daß wir eine Zeitlang Platz nahmen, gemütlich am runden Eßtisch saßen und unsere Zigaretten rauchten«. Jetzt wird der Kritiker leider frivol, und da tut der Inseratenagent nicht mit: »Ich dächte, man kann sich's darin wohl sein lassen, mindestens bis zum Eintreffen einer fröhlichen Nachkommenschaft .. Wer aber bereits vorher in dieser Hinsicht Sorge treffen will, der findet ..« Und ein »in Weiß und Rosa gehaltenes Jungfernstübchen« ist da, »in dem um das duftige Bett zarte keusche Träume zu gaukeln scheinen«. Das ist mehr als man für sein Geld verlangen kann. Aber — Wunder über Wunder! — aus einem englischen Glanzlederfauteuil, den der deutsche Schriftsteller erblickt hat, »mag man gar nicht wieder aufstehen, wenn man einmal darin niedergesunken ist« ...

Wer die Bequemlichkeit dieses Möbels bloß in ihrer symbolischen Bedeutung erfaßt, wird fragen müssen, wie viel das kunstkritische Urteil eines Mannes wert ist, den seine Zeitung zur Besprechung eines Warenhauses kommandiert und der sich pünktlich alle Stile, die er darin vertreten findet, gefallen läßt. Er enttäuscht auch die Hoffnung seiner Auftraggeber; denn anstatt die Reklame zu verhüllen,

enthüllt er sie, anstatt den Inseratenagenten zu sich emporzuziehen, hat er den Ehrgeiz, selbst wie ein Inseratenagent zu schreiben. Eine kritische Besprechung, die seit dem Beispiele Loos auch im gewerblichen Gebiete möglich ist und notwendig wäre, darf er nicht wagen, aber anstatt des Scheins einer Kritik, den zu wahren er beordert ist, liefert er das Lob der »Leistungsfähigkeit« einer Firma, deren »Ruf seit Jahrzehnten feststeht«, die »der jetzige Chef des Hauses von seinem Vater in ganz bescheidenen Verhältnissen übernommen« und in die »der Sohn des jetzigen Chefs die Erfahrungen einer mehrjährigen, zu Studienzwecken unternommenen Weltreise« gebracht hat, so daß »jetzt schon die dritte Generation mit der zweiten einträchtig vereint u. s. w. u. s. w.« Durch alle Generationen läßt sich aber aus den Geschäftsbüchern einer solchen Firma nachweisen, wie viel das kunstkritische Urteil eines solchen Kritikers wert ist. Die Verwendung von Literaten zur Abfassung von Geschäftsreklamen ist eine vorzügliche Einrichtung der modernen Presse. Nur sind wir — gleich Herrn Servaes — »indiskret genug, uns auch ein wenig nach den materiellen Bedingungen zu erkundigen, unter denen man sich in den Besitz solcher Einrichtungen zu setzen vermag. Hat doch das wirtschaftliche Moment in unseren Tagen stets ein erhöhtes Interesse« ... Wird der Mann wieder Werke der bildenden Kunst als freier Beurteiler rezensieren können? Seine neue Beschäftigung, nein, die Tätigkeit all der charakterfesten Norddeutschen, die sich auf dem journalistischen Glanzleder der Wiener Gemütlichkeit seßhaft gemacht haben, gleicht dem Fauteuil, der diesem da in die Augen gestochen hat: man kann sich daraus gar nicht mehr erheben, »wenn man einmal darin niedergesunken ist« ...

Die Fackel

Nr. 114 WIEN, ENDE AUGUST 1902 IV. JAHR

Feuilleton und Bühne.

Wie weit die Wege der modernen Theaterkritik vom praktischen Bühnenwesen führen, beweist die völlige Hilflosigkeit des jeweils auf einen Directionssitz gehobenen Kritikers, die sich von der Erfahrung eines Theaterfeuerwehrmanns oder Lampenputzers beschämen [illegible] Der moderne Feuilletonismus, der alle künstlerischen Berufe durchseucht, grassiert zumal in jenem verrufenen Bezirk, wo dem Unverständnis des Einzelnen Schauspielerexistenzen ausgeliefert sind. Der Theaterkritiker unterwirft aber nicht nur sein richtendes Gewissen dem Drang nach Witzchen und Wendungen: auch dort, wo er künstlerischen Eindrücken Ernst und Empfänglichkeit entgegenbringt, sieht und denkt er die Dinge nicht bühnenhaft, sondern feuilletonistisch. Ein gut Theil der modernen Milieumisère mit ihren vertrackten »Echtheiten« haben wir der Ausbreitung jenes Plaudergeistes in der deutschen Theaterkritik zu danken. Er vermag einer künstlerischen Wirkung nicht auf den Grund zu gehen und verweilt schwelgend bei den geschickten Aeußerlichkeiten der dramatischen und schauspielerischen Mache, die er mit den Aeußerungen eines künstlerischen Naturells verwechselt. Er hat das Bühnenhandwerk sündhaft erleichtert und ein Genre wohlfeiler Lebenswahrheit gefördert, das zwischen oberbayrischer und schlesischer Schlierseerei alle schauspielerischen Instincte des Pathos und des Humors ertödtet. Bühnenkrüppel, denen die Krücke des Dialekts das Auftreten

3.

die literarische Kritik

[Wenn der Sommer ins Land kommt, [illegible] zur [illegible]
[illegible] die [illegible], [illegible]
[illegible] die ihr [illegible] in der [illegible] der [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] geboten wird. [illegible]
[illegible], [illegible] sein, [illegible]
die an der [illegible] [illegible], [illegible] in [illegible] [illegible]
[illegible], ist [illegible], an dem nicht der [illegible]
[illegible], [illegible]

Der [illegible] Landschaftsromantik
[illegible] die literarische [illegible],
[illegible], [illegible] ist, sondern [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] Prinzip [illegible] Conrad Dreher, der in
[illegible] an der [illegible]. [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] Menschen [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible]. Aber die [illegible], daß [illegible]
[illegible] Kritik [illegible] [illegible], daß [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] die
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die
[illegible] die [illegible] an die [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] Kollen [illegible]
[illegible] nicht [illegible]. [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible]
wenn er nicht [illegible] [illegible] [illegible] hat.
[illegible], der [illegible]

[Aber die literarische Kritik ist [illegible] [illegible] die [illegible]
und [illegible] auf. [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] und der
[illegible] die [illegible] die
auch

[illegible] auf die [illegible],

[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] vom [illegible], [illegible] Karl Moor. [illegible]
in der [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], die [illegible], wie wir [illegible],
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] die literarische Kritik
der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible].
[illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible], der [illegible] [illegible] für [illegible] [illegible] hat, [illegible] hat [illegible]
[illegible]
die [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],

dien kritische Schwachgeister zur Bewunderung und zum Wunsche, den Mann »in Baumeister-Rollen zu sehen«, hingerissen hatte, als Miller in »Kabale und Liebe« ausgelacht. Der Rath an Herrn Rittner ist verfrüht; um als Richter von Zalamea durchzufallen, bedarf's noch mindestens zwanzigjähriger Uebung in schlesischer Mundart . . .

Nein, die Feuilletonkritik vermag nicht bloß durch den einer »Wendung« angepaßten Tadel die Existenz des Schauspielers zu gefährden; ihr leichtfertiges Lob wirft den in engen Grenzen bewährten Darsteller aus seinem Geleise und läßt ihn den Genuß des Ueberschätztwerdens mit der Pein der Enttäuschung büßen. Das crasseste Beispiel für die Bestimmung eines Schauspielerschicksals durch die Stimmungskritik, ein Fall, bei dem sich der Schaden beinahe bis zur Möglichkeit civilrechtlichen Ersatzanspruches hätte feststellen lassen, ist der folgende. Ein gewisser Joseph Meth that sich vor etwa vier Jahren, da die seither leider jährlich über uns hereinbrechenden Schlierseer zum erstenmal in Wien gastierten, auf dem Podium des Deutschen Volkstheaters als stürmischester Haxenschlager hervor. Ein gewisser Hermann Bahr (der damals seine Flitterwochen mit der Bühne des Herrn Bukovics verlebte und die Erfüllung jedes Wunsches durchsetzen konnte) war vor Begeisterung außer sich, sprach in seinen Kritiken nur vom »herrlichen Meth« und rieth dringend zum Engagement an's Deutsche Volkstheater. Irgend eine an Herrn Meth beobachtete »Linie« hatte in ihm die unerschütterliche Ueberzeugung geweckt, daß der jugendliche Metzger aus Schliersee für classische Rollen besonders geeignet sei, Herr Bukovics gehorchte, und schon die nächste Saison konnte den Mann unter der berühmten Leitung des Herrn Strakosch hochdeutsche Helden, wenn ich nicht irre, auch den Don Carlos, »hinlegen« sehen. Meth verkümmerte sichtlich. Er verstand nicht, was diese Barbaren von ihm wollten, und hätte es auch nicht verstanden, wenn man ihm erklärt hätte, daß er bloß

das Opfer einer »Beobachtung« sei, die einem empfindsamen »Kenner« eingefallen war. Nach drei harmvollen Jahren, in denen Herr Meth und das Publicum fremd aneinander vorübergiengen, gab ~~Herr Bukovics, da er~~ dieses nicht vertreiben wollte, jenem den Laufpass. Ein deraciné, sollte er nun zusehen, ob er den Anschluß an die heimische Metzgerei oder doch wenigstens an die Truppe des Herrn Dreher wiederfände. Und — hol' mich der Teufel: ~~in diesem~~ Sommer sah man ihn, wiewohl man hätte besorgen können, daß die lange Entwöhnung ihn zum Schlierseer verdorben habe, auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters fleißig wieder haxenschlagen. . . . Wäre die Sache nicht zu so glattem Ende gediehen, hier hätte jedes Gericht die Haftpflicht des Recensenten für frivole Gefährdung der wirtschaftlichen Sicherheit des Recensierten erkennen müssen.

Die Bühnenfremdheit des Feuilletongeistes ließe sich mit hundert Beispielen aus der vordem Theorie gewesenen Praxis belegen. Wenn er nicht geradezu materielle Schädigung erleidet, so hat der Schauspieler von der in jenem Geist geschriebenen Kritik noch nie künstlerische Förderung empfangen. Daß ihre Anregungen auch für die Regie unfruchtbar sind, daß gerade hier der Uebergang von einer Betrachtungsweise, die nur die Umrisse sieht, zur bühnenpraktischen That zu Katastrophen führen kann, hat die beispiellose Blamage des »Jung-Wien-Theaters zum lieben Augustin« gezeigt, die umso brennender war, weil ein Gewohnheitstadler des Besten, was erfahrene Fachmänner je geboten, es selber hatte besser machen wollen, umso lehrreicher, weil kritischer Hochmuth vor dem Durchfalle kam. Aber völlig zur Fremde wird dem Feuilletonisten die Scene, wenn er sie als schaffender Dramatiker zu betreten wagt. Ueber die Schmach, die deutschem Bühnenwesen Jahr für Jahr von productiven Journalisten angethan wird, denen der Missbrauch der Macht das Absatzgebiet erschließt,

4

Dear Miss [illegible]

T. Bard

H – 1

FEUILLETON UND BÜHNE

August 1902

Wie weit die Wege der modernen Theaterkritik vom praktischen Bühnenwesen führen, zeigt die Hilflosigkeit des auf einen Direktionssitz gehobenen Kritikers, die sich von der Erfahrung eines Lampenputzers beschämen ließe. Der moderne Feuilletonismus, der alle künstlerischen Berufe durchseucht, grassiert zumal in jenem verrufenen Bezirk, wo dem Unverständnis des Einzelnen Existenzen ausgeliefert sind. Der Theaterkritiker unterwirft aber nicht nur sein richtendes Gewissen dem Drang nach Witzchen und Wendungen: auch dort, wo er künstlerischen Eindrücken Ernst und Ehrlichkeit entgegenbringt, sieht und denkt er die Dinge nicht bühnenhaft, sondern feuilletonistisch. Ein gut Teil der modernen Milieumisère mit ihren vertrackten »Echtheiten« haben wir der Ausbreitung jener Stimmungs- und jener Beobachtungsgabe im deutschen Theaterfeuilletonismus zu danken, die sich der alte Plaudergeist zurechtgelegt hat. Er vermag einer künstlerischen Wirkung nicht auf den Grund zu gehen und verweilt schwelgend bei den geschickten Äußerlichkeiten der szenischen und schauspielerischen Mache, die er mit den Äußerungen eines künstlerischen Naturells verwechselt. Er hat das Bühnenhandwerk sündhaft erleichtert und ein Genre wohlfeiler Lebenswahrheit gefördert, das zwischen bayrischer und schlesischer Schlierseerei alle schauspielerischen Instinkte des Pathos und des Humors ertötet. Bühnenkrüppel, denen die Krücke des Dialekts das Auftreten

ermöglicht, wurden zu Heroen deutscher Schauspielkunst ausgerufen; an kleinen Tapeziererkünsten einer »intimen« Regie weidete sich das Verständnis einer Kritik, die selbst mit »Nuancen« ihr Auskommen findet und an einer Draperie, die eine Gedankenwelt verdeckt, ihren Stimmungsdrang befriedigt. Der Mann, der einen echten Spiegel, einen wirklichen Plafond, eine greifbare Türklinke oder eine richtig gehende Uhr auf die Szene brachte/hieß Regisseur; der später sogar das Moos in den Bühnenwäldern wachsen ließ, war ein Schöpfer. Wer einmal dem Schwindel der Echtheit aufgesessen war, merkte nicht mehr, welche Fülle von Unvermögen hier den Eindruck von dem erzeugte, was sie Leben nannten, weil es in allen Dialekten und Geräuschen rumorte, mit allem Spielzeug dem Auge die Zeit vertrieb. Keiner ahnte, daß die Kunst, unverständlich zu sprechen, die leichtere ist, daß die Befugnis, in Spucklauten, Interjektionen und mit der Pfeife im Maul zu reden, beim »Charakterisieren« besser hilft, als der Zwang eines Shakespeareschen Versgedankens, sagen wir etwa jene Stelle aus »Lear«, die sich so gut auf das Mißverhältnis zwischen den Mitteln und der Wirkung realistischer Theatertechnik beziehen läßt:

> Oft zeigt sichs, Mangel
> Wird uns zum Heil und die Entbehrung selbst
> Gedeiht zur Hülfe.

Wenn der Sommer ins Land kommt, kehrt die literarische Kritik zur Bühnennatur zurück und begeistert sich für die Echtheit, die ihr hier in der Fasson der Verelendung, dort unter fröhlichem Haxen- und Zitherschlagen geboten wird. Daß uns die von der Heimatscholle gerissenen, längst in Routiniers verwandelten Bauernspieler alljährlich heimsuchen, ist ein Verhängnis, an welchem nicht der Kindersinn eines Vorstadtpublikums, dem die Romantik der Lederhose behagt, sondern der literarische

Snobismus schuld ist, der von ihrem Geruch dramaturgische Prinzipien ableitet. Herr Hermann Bahr hält hartnäckig an der Aufgabe fest, uns den Schlierseer Manager Herrn Konrad Dreher, der in München populär wurde, weil er einst auf der Bühne ein Dutzend Weißwürste verschlang, als Reformator einzureden. Aber die Hoffnung, daß dem deutschen Drama durch Großknechte und Kuhmägde zu einer Renaissance verholfen würde, hat sich als trügerisch erwiesen, und eine gewissenhafte Kritik sollte sich besinnen, daß es endlich an der Zeit sei, die geschminkten Landleute den Blicken herzloser und anspruchsvoller Großstädter zu entziehen und sie zur Wiederaufnahme der alten Beschäftigung zu ermuntern. Mag auch die Rampenluft viel verdorben haben, noch ist der Anschluß an die heimatlichen Ställe nicht versäumt. Das Blöken der verlassenen Schlierseer Kälber hat bereits einen Ton von Sehnsucht nach den angestammten Hütern, nicht bloß von dumpfem Groll gegen Herrn Hermann Bahr, der sich lange genug zwischen beide Teile gestellt hat.

Aber die literarische Kritik ist harthörig und reißt, wenn die Kuhglocke ertönt, die Pforte des Bühnenreichs nur umso weiter auf. War es noch ein dramaturgischer Kindersport, die Stallmagd von einer Stallmagd spielen zu lassen, so verlegte sich der bittere Ernst unserer Theaterweisen bald auf die Forderung eines Franz Moor, daß eine Stallmagd auch die Amalie vorstelle. Und daß der Schuhputzer vom Schlierseer Gasthof, dessen glänzende Leistungen in den Dramen der Hartl-Martius unvergessen sind, den Räuber Karl spiele. So will es dieses tintenklecksende Säkulum. Bis zur traurigen Posse, die, wie wir sehen werden, den Lebenslauf eines verwendbaren Schlierseer Helden in Verwirrung brachte, hat die literarische Kritik manchen schauspielerischen Karrieren ihre verhängnisvolle Förderung angedeihen lassen. Herrn

Rudolf Rittner, den ich trotz allen äußeren Mitteln für einen schlesischen Schlierseer halte, hat ein glücklicher Instinkt die Rückkehr zur Scholle früher als die oberbayrischen Naturspieler vollziehen lassen und knapp vor dem Augenblick, da es der literarischen Kritik gelingen konnte, ihn zum höheren Stil zu verführen. Kein Berliner Gastspiel verging, ohne daß sie das Burgtheater an seine Pflicht mahnte, diesen urgesunden Landmann, der im schlesischen Dialekt Unvergleichliches geleistet hat, zu gewinnen. Rittner, hieß es immer wieder, »der des puren Naturalismus längst überdrüssig geworden, würde sich bald zu einem Götz, einem Falstaff, zum Richter von Zalamea aufschwingen«. Die Treffsicherheit dieser Prophezeiung liegt in der Schlagkraft, mit der sie das Wesen der feuilletonistischen Theaterkritik bloßlegt: die Impression »biderb«, die die vollendete Wiedergabe eines schlesischen Weberfritzen erzeugt, ließ in einem bloß Konturen fassenden Gehirn die Vorstellung »Bernhard Baumeister« aufsteigen, ähnlich, wie die Zwirnsdünne eines schlechten Komikers zur sofortigen ~~Anerkennung~~ Knaackschen Humors verleitet. Seit Jahren wurde Herr Rittner zu klassischem Aufschwung angefeuert, und tatsächlich hat er es gleich zu Beginn der Aera Brahm versucht, des puren Naturalismus überdrüssig zu werden. Aber der Überdruß, der ihn jetzt auf sein Bauerngut führt, war schon damals nicht imstande, ihn zur Darstellung klassischer Rollen zu führen. Daß dem sympathischen Naturburschen mit der schmetternden, durch eine leichte Fettschicht dringenden Trompetenstimme Schillers jugendlicher Held »liegen« müsse — besser als der alte Miller, zu dem andere rieten — davon waren die naturalistischen Freunde überzeugt, die sich von der »Modernisierung des klassischen Dramas« Wunder erwarteten. Als es Ernst wurde, erkannten sie ihren Liebling nicht wieder, und die Ehrlichen gestanden, daß sie nie vorher auf einer Übungsbühne

ähnlicher Hilflosigkeit begegnet waren. Man sah auch ein, daß der Rat, Heldenväter zu spielen, versucht war; um als Pedro Crespo durchzufallen, bedarf's noch mindestens zwanzigjähriger Übung im Schlesischen. Ungefähr um jene Zeit ward im Wiener Raimundtheater der berühmte Herr Neuert, dessen Natürlichkeit kritische Schwachgeister prompt zum Wunsche hingerissen hatte, ihn »in Baumeister-Rollen zu sehen«, als alter Miller ausgelacht. Ihm, der in der Lodenjoppe Biderbheit glaubhaft machen konnte, war der alte Miller so lange eingeredet worden, bis das Publikum wirklich einmal Gelegenheit bekam, ihm diesen nicht zu glauben. Seine Gegenspielerin, das Fräulein Schönchen, verlor im Burgtheater alle Farbe, und ähnliche Gefahr sollten die Ignoranten, die immer auf der Spur eines »zweiten Baumeister« sind und nach dem Götz rufen, wenn sich in irgendeinem Dialekt primitive Gesundheit ausspricht, auch über den wackeren Balaithy heraufbeschwören. Und so weiter in allen Fällen, die einem theaterfremden Urteil Gelegenheit boten, die Natur einer Persönlichkeit mit der Natürlichkeit einer Person zu verwechseln.

Die Feuilletonkritik vermag eben die Existenz des Schauspielers nicht bloß durch den einer »Wendung« angepaßten Tadel zu gefährden: ihr leichtfertiges Lob wirft den in engen Grenzen bewährten Darsteller aus seinem Geleise und läßt ihn den Genuß des Überschätztwerdens mit der Pein der Enttäuschung büßen. Das krasseste Beispiel aber für die Bestimmung eines Schauspielerschicksals durch die Stimmungskritik, ein Fall, bei dem sich der Schaden beinahe bis zur Möglichkeit zivilrechtlichen Ersatzanspruches hätte feststellen lassen, ist der des entwurzelten Schlierseers. Ein gewisser Joseph Meth, ein Metzger, tat sich vor etlichen Jahren, da die seither jährlich über uns hereinbrechenden Naturspieler zum erstenmal in Wien hausten, auf dem

Podium des Deutschen Volkstheaters als stürmischester Haxenschlager hervor. Ein gewisser Hermann Bahr (der damals seine Flitterwochen mit der Bühne des Herrn Bukovics verlebte und die Erfüllung jedes Wunsches durchsetzen konnte) war vor Begeisterung außer sich, sprach in seinen Kritiken nur vom »herrlichen Meth« und riet dringend zum Engagement ans Deutsche Volkstheater. Irgend eine an Herrn Meth beobachtete »Linie« hatte in ihm die unerschütterliche Überzeugung geweckt, daß der jugendliche Metzger für klassische Helden und Liebhaber besonders geeignet sei, Herr Bukovics gehorchte, und schon die nächste Saison konnte den Mann unter der gefürchteten Aufsicht des Herrn Strakosch den Don Carlos hinlegen sehen... Meth verkümmerte sichtlich. Er verstand nicht, was diese Kulturmenschen, diese Barbaren von ihm wollten, und hätte es auch nicht verstanden, wenn man ihm erklärt hätte, daß er bloß das Opfer einer »Beobachtung« sei, die einem empfindsamen »Kenner« in die Feder geflossen war. Nach drei harmvollen Jahren, in denen Herr Meth und das Publikum fremd aneinander vorübersahen, gab der Direktor, der dieses nicht vertreiben wollte, jenem den Laufpaß. Ein deraciné, sollte er nun zusehen, ob er den Anschluß an die heimische Schlächterei oder doch wenigstens an die Truppe des Herrn Dreher wiederfände. Und, hol' mich der Teufel, im folgenden Sommer sah man ihn — wiewohl man hätte besorgen können, daß die lange Entwöhnung ihn zum Schlierseer verdorben habe — auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters fleißig wieder haxenschlagen. . . . Wäre die Sache nicht zu so glattem Ende gediehen, hier hätte jedes Gericht die Haftpflicht des Kunstkritikers für frivole Gefährdung der wirtschaftlichen Sicherheit eines Gewerbetreibenden anerkennen müssen.

Die Bühnenfremdheit des Feuilletongeistes ließe sich mit hundert Beispielen aus der als Praxis sich

bloßstellenden Theorie belegen. Wenn er nicht geradezu materielle Schädigung erleidet, so hat doch der Schauspieler von der in jenem Geist betriebenen Kritik noch nie künstlerische Förderung empfangen. Daß ihre Anregungen auch für die Regie unfruchtbar sind, daß gerade hier der Übergang von einer Betrachtungsweise, die nur die Umrisse sieht, zur bühnenpraktischen Tat katastrophal verlaufen kann, hat die beispiellose Blamage des »Jung-Wien-Theaters zum lieben Augustin« gezeigt, die umso brennender war, als ein Gewohnheitstadler des Besten, was erfahrene Fachmänner je geboten, es hatte besser machen wollen, umso lehrreicher, als kritischer Hochmut vor dem Durchfall kam. Freilich, völlig zur Fremde wird dem Feuilletonisten die Szene, wenn er sie als schaffender Dramatiker zu betreten wagt. Über die Schmach, die deutschem Bühnenwesen Jahr für Jahr von produktiven Journalisten angetan wird, denen der Mißbrauch der Macht das Absatzgebiet erschließt, sitze ich Jahr für Jahr zu Gericht. Und die Frage, ob hier künstlerische oder ethische Interessen schwerer verletzt werden, wird sich so bald nicht entscheiden lassen.

Die Fackel

Nr. 213 — Wien, 11. Dezember 1906 — VIII. Jahr

Karl der Große und Wilhelm Voigt.

Der Gipfelpunkt der Vertrottelung dürfte mit der Errichtung eines Denkmals für Karl den Großen erreicht sein. Zuerst hatte man's für einen gröblichen Ulk gehalten, zur Verspottung eines noch immer in der Zwangsvorstellung des Deutschtums lebenden österreichischen Patriotismus ersonnen. Aber die Schande ist tatsächlich »enthüllt« worden. Und dazu noch auf dem Petersplatz, vermutlich, um den Besuch des Casino de Paris an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes anzuknüpfen. Und auf daß der Bürger seinen Sohn hinführe und vor die endgiltige Wahl stelle, sich Karl den Großen oder Peter Altenberg als Vorbild zu nehmen. Kein Historiker, aber auch kein vernünftiger Mensch weiß näheres über die Persönlichkeit Karls des Großen. Nach tausend Jahren wird man vielleicht mit einiger Zuverlässigkeit — nach dem Kleingedruckten im Gindely — angeben können, daß er vor der Verwandlung des Eldorado in ein Cabaret gelebt haben müsse. Die Lokalreporter wollen zwar schon heute aus sicherer Quelle erfahren haben, daß er einmal 4500 Heiden an einem Tage aufhängen ließ. Von sonstigen Verdiensten um die christlichsoziale Partei weiß aber auch der wohlwollendste Beurteiler seiner Wirksamkeit nichts zu berichten. Der geheime Wunsch, daß künftig bloß jenen Herrschern ein Denkmal errichtet werde, die 4500 Mitglieder von Komitees zur Errichtung von Denkmälern an einem Tage aufhängen

lassen, ist leider nicht erfüllbar. Immerhin darf man bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß es einen sehr angenehm berührt, wieder einmal den Namen Kralik gedruckt zu lesen. Dieser im höchsten Grade bodenständige Dichter, der wie ein lebendiges Votivbild mit »gen« Himmel gerichtetem Blicke unter uns Heiden wandelt, taucht überall dort auf, wo an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes angeknüpft wird. Wer wüßte heute noch, daß es einmal so etwas wie »Babenberger« gegeben hat, wenn wir nicht den Leopoldsberg und den Kralik hätten? Die muffige Luft eines Bürgerschulzimmers, in dem ununterbrochen »Hinaus in die Ferne« gesungen wird, das etwa ist die Stimmung, in der die Gedichte des Herrn v. Kralik, und in weiterer Folge die Denkmäler Karls des Großen erschaffen werden. Es sei. Ein Leitfaden der österreichichen Vaterlandskunde für die unteren Klassen geleite uns durch das Wiener Nachtleben. Jener Leitfaden, nach dem man selbst von Maria Theresia nicht mehr weiß, als was sie »kaum« hatte. Was hatte denn Maria Theresia kaum? fragte uns der Lehrer. Und wir mußten antworten: Kaum hatte Maria Theresia den Thron bestiegen, so erhob auch schon . . . Das Weitere wird nicht geprüft.

Aber im Ernst, diese letzte Denkmalssetzung ist ein empörender Unfug. Solche Ehrung oder das Geld, das sie verschlingt, hätte man einem Manne gegönnt, der sicherlich eine bedeutendere und vorbildlichere, eine sympathischere, volkstümlichere und vor allem realere Erscheinung darstellt, als der bloß noch in Ortsschulratshirnen regierende Kaiser Karl der Große: Wilhelm Voigt, dem siegreichen Hauptmann von Köpenick, dem Erzieher seiner Nation, dem Reformator der Justiz seines Landes, dem tragischen Satiriker, dem lustigen Märtyrer, dem Mann der Tat und dem Meister der Rede, dem lieben, guten, prächtigen Men-

schen und dem trefflichsten Schuster, der dem deutschen Volke seit Hans Sachs, der eigentlich doch mehr ein Renommierschuster war, geboren wurde. Man sage es nur frei heraus: Vor dem von Polizeihunden zerfleischten Leben dieses Mannes müßte ein Pobjedonoszew zum Bombenwerfer werden. »O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung!« Wenn der andere Wilhelm, Wilhelm der Postwendende, diesmal nicht begnadigt, hat er den Anschluß an seine Beliebtheit definitiv versäumt. Jetzt, wo die öffentliche Schuldbeladenheit sich beeilt, das Restchen eines von der Ordnungsbestie zernagten Lebensfadens zu erhaschen, um es noch einmal in Glück zu tauchen, jetzt müßte jener wie der edle Regent bei Shakespeare vor der zerbrochenen Majestät des Menschenwertes sprechen: »Was Trost verleihn kann so gewalt'gen Trümmern, das sei versucht.« Shakespearisch — das Wort hat trotz dem Narren Tolstoi das Maß der Unendlichkeit — ist diese ganze Aktion zwischen Tilsit, Wismar und Köpenick, in der die irdische Gerechtigkeit den aufrechtesten Menschen zwingt, seine Geistesgaben zur Spitzbubentat zu verwerten. Und wie der große Epilog auf dem Leichenfelde der staatlichen Ordnung klingt die Urteilsbegründung, die man in Moabit gehört hat: »Bezüglich der schweren Urkundenfälschung sind ihm mildernde Umstände bewilligt, in der Erwägung, daß Voigt tatsächlich ein Opfer der Verhältnisse und der bestehenden staatlichen Ordnung geworden und ohne die Ausweisungen vielleicht noch heute ruhig als Schuhmacher in Wismar lebte, daß also mit der Ausweisung ein schweres Unglück über ihn gekommen ist.«

Nie zuvor hat sich ein Gerichtshof zu solcher Erkenntnishöhe aufgerafft. War es bei der Betrachtung des Riehl-Prozesses noch ein frommer Wunsch, der mir den Gedanken eingab: »Wenn die Polizei schon nicht als Angeklagte im Gerichtssaal saß, so

hätte wenigstens eine Amtshandlung als Milderungsgrund für die Schuld einer Räuberin der Kulturgeschichte überliefert werden sollen«, — im Köpenicker Fall ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt worden, daß die staatliche Gerechtigkeit Vorschub geleistet hat, als ein Schuster rauben ging. So sitzt der Wahn preußischer Justiz doch einmal über sich selbst zu Gericht. Wann wird in Österreich ein Richter in seiner Urteilsbegründung den Angeklagten als das Opfer eines Hofrats Feigl bezeichnen, der einem hungernden Burschen lebenslänglichen Kerker für den Raub einer Geldbörse diktiert? Wie verhält sich ein preußisches und wie ein österreichisches Gericht zur »staatlichen Ordnung«? Hier wird der Angeklagte schwerer verurteilt, weil seine Tat sich vor allem als ein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung qualifiziert. Dort wird er milder gerichtet, weil vor allem die Gesellschaftsordnung eines Verbrechens gegen den Angeklagten überführt wird. Unserm Obersten Gerichtshof hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß neulich gefallen, die Strafe der armen Frau Rutthofer von sieben auf zehn Jahre schweren Kerkers zu erhöhen. Die Begründung lautet wörtlich: »Nicht nur die allgemeine Pflicht, den Ehemann und den Ernährer am Leben nicht zu bedrohen, sondern auch jene Pflicht hat die Angeklagte verletzt, die sich auch dem wenig empfindlichen und wenig dankbaren Menschen unwillkürlich aufdrängen muß, der vom Getöteten aus einer niedrigen, obskuren Existenz zu einer angesehenen sozialen Stellung gebracht wird ... Ihr Vorleben als Mädchen und auch als Frau des Getöteten kann nicht als untadelhaft angesehen werden. Es lagen daher keine Gründe für die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung vor, und die Strafe mußte entsprechend erhöht werden«. In Berlin hat ein Gerichtshof den Mut, einen Verbrecher gegen die in Justiz und Polizei organi-

sierte Niedertracht bürgerlicher Vorurteile zu schützen. In Wien hat ein Gerichtshof den Mut, die »Undankbarkeit« und das »nicht untadelhafte Vorleben« einer Frau als erschwerende Umstände bei einem Todschlag anzunehmen und mangels einer »Bescholtenheit« die »Vergangenheit« zu berücksichtigen; in den Geschlechtsakten einer Angeklagten wie in einem Vorstrafenverzeichnis zu wühlen und die Tatsache, daß sie nicht als Jungfrau in die Ehe trat, für eines jener Momente anzusehen, die die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung ausschließen!

Und in einem Lande, dessen Oberster Gerichtshof in solcher geistigen Verfassung Urteile fällt, sollte Karl dem Großen kein Denkmal gesetzt werden?

Weib und Kultur.

Die misogynen Theorien — die christliche Sündenlehre, Schopenhauer, Strindberg, Weininger — und die moderne Frauenrechtsbewegung entspringen demselben Irrtum: daß nämlich Mann und Weib die gleichen kulturellen Aufgaben zu erfüllen hätten. Die Weibsverachtung stellt die Frau als zurückgeblieben und minderwertig dar. Sie sei unfähig, an der Kulturarbeit fördernd teilzunehmen, sie sei außerdem bösartig und suche dem männlichen Kulturwerke bei jeder Gelegenheit hemmend oder zerstörend in den Rücken zu fallen. Die Frauenrechtsbewegung dagegen proklamiert die Gleichartigkeit der weiblichen und männlichen Psyche, rühmt die fortschrittliche Gesinnung der Frau und fordert, daß man sie am Aufbau der Kultur als gleichberechtigten Genossen mitwirken lasse. Aber sowohl die Verachtung des Weibes als auch die Duldung und Unterstützung der Frauenrechtsbewegung sind nur Symptome der männlichen Naivität. Der Mann ist im allgemeinen über das Weib noch nicht wissend geworden.

C—1

KARL DER GROSZE UND WILHELM VOIGT

Dezember 1906

Der Höhepunkt vaterländischer Vertrottelung dürfte mit der Errichtung eines Denkmals für Karl den Großen erreicht sein. Zuerst hatte man's für einen gröblichen Ulk gehalten, zur Verspottung eines noch immer in der Zwangsvorstellung des Deutschtums lebenden österreichischen Patriotismus ersonnen. Aber die Schmach ist tatsächlich »enthüllt« worden. Und dazu noch auf dem Petersplatz, vermutlich, um den Besuch des Casino de Paris an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes anzuknüpfen. Und auf daß der Bürger seinen Sohn hinführe und vor die endgiltige Wahl stelle, sich Karl den Großen oder Peter Altenberg als Vorbild zu nehmen. Kein Historiker, aber auch kein vernünftiger Mensch weiß näheres über die Persönlichkeit Karls des Großen. Nach tausend Jahren erst wird man mit einiger Zuverlässigkeit — nach dem Kleingedruckten im Gindely — angeben können, daß er vor der Verwandlung des »Eldorado« in ein Kabaret gelebt habe. Die Lokalreporter wollen zwar schon heute aus sicherer Quelle erfahren haben, daß er einmal 4500 Heiden an einem Tage aufhängen ließ. Von sonstigen Verdiensten um die christlichsoziale Partei weiß aber auch der wohlwollendste Beurteiler seiner Wirksamkeit nichts zu berichten. Der geheime Wunsch, daß künftig bloß jenen Herrschern ein Denkmal errichtet werde, die 4500 Mitglieder von Komitees zur Errichtung von Denkmälern an einem Tage aufhängen lassen, ist leider nicht erfüllbar. Immerhin darf man bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß es einen sehr angenehm berührt, wieder einmal den Namen Kralik gedruckt zu lesen. Dieser im höchsten Grade bodenständige Dichter, der wie ein lebendiges Votivbild mit »gen« Himmel gerichtetem Blicke unter uns Heiden wandelt, taucht pünktlich überall dort auf, wo gerade an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes angeknüpft wird. Wer dächte zum Beispiel immer daran, daß es einmal so etwas wie »die Babenberger« gegeben hat, wenn wir nicht den Leopoldsberg und den Kralik hätten? Die muffige Luft eines Bürgerschulzimmers, in dem ununterbrochen »Hinaus in die Ferne« gesungen wird, das etwa ist die Stimmung, in der die Gedichte des Herrn v. Kralik, und in weiterer Folge eben die Denkmäler Karls des Großen erschaffen werden. Es sei. Ein Leitfaden der österreichischen Vaterlandskunde für die unteren Klassen geleite uns durch das Wiener Nachtleben. Jener Leitfaden, nach dem man selbst von Maria Theresia nicht mehr weiß, als was sie »kaum« hatte. Was hatte denn Maria Theresia kaum? fragte uns der Lehrer und wir mußten antworten: Kaum hatte Maria Theresia den Thron bestiegen, so erhob auch schon ... Das Weitere wird nicht geprüft.

Aber im Ernst, diese letzte Denkmalssetzung ist ein empörender Unfug. Monumente sind vielleicht an und für sich überflüssige Dinge. Aber wenn auch die Erinnerung, der sie gewidmet sind, überflüssig ist, werden sie zu Denkmälern unserer Dummheit. Man müßte glauben, daß uns an jedem Tage, den Gott der Herr uns gibt, nichts näher liegt, als das Andenken an Karl den Großen. Und wenn dies nicht der Fall ist, bleibt nichts übrig, als die Erklärung, daß ein christlichsozialer Parteimann den Bürgermeister einmal im Scherz Karl den Großen genannt und ihm die Ehre eines Denkmals zugesprochen hat, und daß diese Anregung entweder an dem Entschluß der Wiener, Karl den Großen ein Denkmal zu setzen, oder bloß an einem Mißverständnis des Bildhauers schuld trägt. Hat es sich aber nur darum gehandelt, nach längerer Pause wieder ein Monument zu setzen, dann hätte die Zeitgeschichte uns wahrlich würdigere Modelle empfehlen können als eine Vergangenheit, die uns nur durch die Schulweisheit erschlossen wird.

Solche Ehrung, nein, lieber noch das Geld, das sie verschlingt, hätte man einem Manne gegönnt, der sicherlich eine vorbildlichere, volkstümlichere und vor allem realere Erscheinung darstellt, als der bloß noch in Ortsschulratshirnen regierende Kaiser Karl der Große: Wilhelm Voigt, dem siegreichen Hauptmann von Köpenick, dem Erzieher seiner Nation, dem Reformator der Justiz seines Landes, dem tragischen Satiriker, dem lustigen Märtyrer, dem Mann der Tat und dem Meister der Rede, dem lieben, guten, prächtigen Menschen und dem trefflichsten Schuster, der seit Hans Sachs, der eigentlich doch mehr ein Renommierschuster war, dem deutschen Volk geboren wurde. Man sage es nur frei heraus: Vor dem von Polizeihunden zerfleischten Leben dieses Mannes müßte ein Pobjedonoszew zum Bombenwerfer werden. »O du zerstörtes Meisterstück der Schöpfung! — So nutzt das große Weltall einst sich ab zu nichts.« Wenn Deutschlands zweiter Wilhelm diesmal nicht begnadigt, hat er den Anschluß an seine Beliebtheit definitiv versäumt. Jetzt, wo die öffentliche Schuldbeladenheit sich beeilt, das Restchen eines von der Ordnungsbestie zernagten Lebensfadens zu erhaschen, um es noch einmal in Glück zu tauchen, jetzt müßte jener wie der edle Regent bei Shakespeare vor der zerbrochenen Majestät des Menschenwertes sprechen: »Was Trost verleihn kann so gewalt'gen Trümmern, das sei versucht.« Shakespearisch — das Wort hat trotz dem Narren Tolstoi das Maß der Unendlichkeit — ist diese ganze Aktion zwischen Tilsit, Wismar und Köpenick, in der die irdische Gerechtigkeit den aufrechtesten Menschen zwingt, seine Geistesgaben zur Spitzbubentat zu verwerten. Und wie der große Epilog auf dem Leichenfelde der staatlichen Ordnung klingt die Urteilsbegründung, die man in Moabit gehört hat: »Bezüglich der schweren Urkundenfälschung sind ihm mildernde Umstände bewilligt, in der Erwägung, daß Voigt tatsächlich ein Opfer der Verhältnisse und der bestehenden staatlichen Ordnung geworden und ohne die Ausweisungen vielleicht noch heute ruhig als Schuhmacher in Wismar lebte, daß also mit der Ausweisung ein schweres Unglück über ihn gekommen ist.«

Nie zuvor hat sich ein Gerichtshof zu solcher Erkenntnishöhe aufgerafft. War es bei der Betrachtung des Riehl-Prozesses*) noch ein frommer Wunsch, der mir den Gedanken eingab: »Wenn die Polizei schon nicht als Angeklagte im Gerichtssaal saß, so hätte wenigstens eine Amtshandlung als Milderungsgrund für die Schuld einer Räuberin der Kulturgeschichte überliefert werden sollen«, — im Köpenicker Fall ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt worden, daß die staatliche Gerechtigkeit Vorschub geleistet hat, als ein Schuster rauben ging. So sitzt der Wahn der Justiz doch einmal über sich selbst zu Gericht. Wann wird in Österreich ein Richter in seiner Urteilsbegründung den Angeklagten als das Opfer eines Hofrats Feigl bezeichnen, der einem hungernden Burschen lebenslänglichen Kerker für den Raub einer Geldbörse diktiert? Wie verhält sich ein preußisches und wie ein österreichisches Gericht zur »staatlichen Ordnung«? Hier wird der Angeklagte schwerer verurteilt, weil seine Tat sich vor allem als ein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung qualifiziert. Dort wird er milder gerichtet, weil vor allem die Gesellschaftsordnung eines Verbrechens gegen den Angeklagten überführt wird. Unserm Obersten Gerichtshof hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß neulich gefallen, die Strafe jener Frau Rutthofer, an der sich die Innsbrucker Justiz versündigte**), von sieben auf zehn Jahre schweren Kerkers zu erhöhen. Die Begründung lautet wörtlich: »Nicht nur die allgemeine

*) Siehe Band I, S. 256.

**) Siehe Band I, S. 244 und 249.

Pflicht, den Ehemann und den Ernährer am Leben nicht zu bedrohen, sondern auch jene Pflicht hat die Angeklagte verletzt, die sich auch dem wenig empfindlichen und wenig dankbaren Menschen unwillkürlich aufdrängen muß, der vom Getöteten aus einer niedrigen, obskuren Existenz zu einer angesehenen sozialen Stellung gebracht wird... Ihr Vorleben als Mädchen und auch als Frau des Getöteten kann nicht als untadelhaft angesehen werden. Es lagen daher keine Gründe für die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung vor, und die Strafe mußte entsprechend erhöht werden«. In Berlin hat ein Gerichtshof den Mut, einen Verbrecher gegen die in Justiz und Polizei organisierte Niedertracht bürgerlicher Vorurteile zu schützen. In Wien hat ein Gerichtshof den Mut, die »Undankbarkeit« und das »nicht untadelhafte Vorleben« einer Frau als erschwerende Umstände bei einem Totschlag anzunehmen und mangels einer »Bescholtenheit« die »Vergangenheit« zu berücksichtigen; in den Geschlechtsakten einer Angeklagten wie in einem Vorstrafenverzeichnis zu wühlen und die Tatsache, daß sie nicht als Jungfrau in die Ehe trat, für eines jener Momente anzusehen, die die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung ausschließen!

Und in einem Lande, dessen Oberster Gerichtshof in solcher geistigen Verfassung Urteile fällt, sollte Karl dem Großen kein Denkmal gesetzt werden?

C—1

KARL DER GROSZE UND WILHELM VOIGT

Dezember 1906

Der Höhepunkt vollständiger Vertrottelung dürfte mit der Errichtung eines Denkmals für Karl den Großen erreicht sein. Zuerst hatte man's für einen gröblichen Ulk gehalten, zur Verspottung eines noch immer in der Zwangsvorstellung des Deutschtums lebenden österreichischen Patriotismus ersonnen. Aber die Schmach ist tatsächlich »enthüllt« worden. Und dazu noch auf dem Petersplatz, vermutlich, um den Besuch des Casino de Paris an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes anzuknüpfen. Und auf daß der Bürger seinen Sohn hinführe und vor die endgiltige Wahl stelle, sich Karl den Großen oder Peter Altenberg als Vorbild zu nehmen. Kein Historiker, aber auch kein vernünftiger Mensch weiß näheres über die Persönlichkeit Karls des Großen. Nach tausend Jahren erst wird man mit einiger Zuverlässigkeit — nach dem Kleingedruckten im Gindely — angeben können, daß er vor der Verwandlung des Eldorado in ein Kabaret gelebt habe. Die Lokalreporter wollen zwar schon heute aus sicherer Quelle erfahren haben, daß er einmal 4500 Heiden an einem Tage aufhängen ließ. Von sonstigen Verdiensten um die chritlichsoziale Partei weiß aber auch der wohlwollendste Beurteiler seiner Wirksamkeit nichts zu berichten. Der geheime Wunsch, daß künftig bloß jenen Herrschern ein Denkmal errichtet werde, die 4500 Mitglieder von Komitees zur Errichtung von Denkmälern an einem Tage aufhängen lassen, ist leider nicht erfüllbar. Immerhin darf man bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß es einen sehr angenehm berührt, wieder einmal den Namen Kralik gedruckt zu lesen. Dieser im höchsten Grade bodenständige Dichter, der wie ein lebendiges Votivbild mit »gen« Himmel gerichtetem Blicke unter uns Heiden wandelt, taucht pünktlich überall dort auf, wo gerade an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes angeknüpft wird. Wer dächte zum Beispiel heute noch daran, daß es einmal so etwas wie »Babenberger« gegeben hat, wenn wir nicht den Leopoldsberg und den Kralik hätten? Die muffige Luft eines Bürgerschulzimmers, in dem ununterbrochen »Hinaus in die Ferne« gesungen wird, das etwa ist die Stimmung, in der die Gedichte des Herrn v. Kralik, und in weiterer Folge die Denkmäler Karls des Großen erschaffen werden. Es sei. Ein Leitfaden der österreichischen Vaterlandskunde für die unteren Klassen geleite uns durch das Wiener Nachtleben. Jener Leitfaden, nach dem man selbst von Maria Theresia nicht mehr weiß, als was sie »kaum« hatte. Was hatte denn Maria Theresia kaum? fragte uns der Lehrer und wir mußten antworten: Kaum hatte Maria Theresia den Thron bestiegen, so erhob auch schon ... Das Weitere wird nicht geprüft.

Aber im Ernst, diese letzte Denkmalssetzung ist ein empörender Unfug. Solche Ehrung oder das Geld, das sie verschlingt, hätte man einem Manne gegönnt, der sicherlich eine bedeutendere und vorbildlichere, eine sympathischere, volkstümlichere und vor allem realere Erscheinung darstellt, als der bloß noch in Ortsschulratshirnen regierende Kaiser Karl der Große: Wilhelm Voigt, dem siegreichen Hauptmann von Köpenick, dem Erzieher seiner Nation, dem Reformator der Justiz seines Landes, dem tragischen Satiriker, dem lustigen Märtyrer, dem Mann der Tat und dem Meister der Rede, dem lieben, guten, prächtigen Menschen und dem trefflichsten Schuster, der seit Hans Sachs, der eigentlich doch mehr ein Renommierschuster war, dem deutschen Volk geboren wurde. Man sage es nur frei heraus: Vor dem von Polizeihunden zerfleischten Leben dieses Mannes müßte ein Pobjedonoszew zum Bombenwerfer werden. »O du zerstörtes Meisterstück der Schöpfung!« Wenn der andere Wilhelm, Wilhelm der Postwendende, diesmal nicht begnadigt, hat er den Anschluß an seine Beliebtheit definitiv versäumt. Jetzt, wo die öffent-

liche Schuldbeladenheit sich beeilt, das Restchen eines von der Ordnungsbestie zernagten Lebensfadens zu erhaschen, um es noch einmal ins Glück zu tauchen, jetzt müßte jener wie der edle Regent bei Shakespeare vor der zerbrochenen Majestät des Menschenwertes sprechen: »Was Trost verleihn kann so gewalt'gen Trümmern, das sei versucht.« Shakespearisch — das Wort hat trotz dem Narren Tolstoi das Maß der Unendlichkeit — ist diese ganze Aktion zwischen Tilsit, Wismar und Köpenick, in der die irdische Gerechtigkeit den aufrechtesten Menschen zwingt, seine Geistesgaben zur Spitzbubentat zu verwerten. Und wie der große Epilog auf dem Leichenfelde der staatlichen Ordnung klingt die Urteilsbegründung, die man in Moabit gehört hat: »Bezüglich der schweren Urkundenfälschung sind ihm mildernde Umstände bewilligt, in der Erwägung, daß Voigt tatsächlich ein Opfer der Verhältnisse und der bestehenden staatlichen Ordnung geworden und ohne die Ausweisungen vielleicht noch heute ruhig als Schuhmacher in Wismar lebte, daß also mit der Ausweisung ein schweres Unglück über ihn gekommen ist.«

Nie zuvor hat sich ein Gerichtshof zu solcher Erkenntnishöhe aufgerafft. War es bei der Betrachtung des Riehl-Prozesses noch ein frommer Wunsch, der mir den Gedanken eingab: »Wenn die Polizei schon nicht als Angeklagte im Gerichtssaal saß, so hätte wenigstens eine Amtshandlung als Milderungsgrund für die Schuld einer Räuberin der Kulturgeschichte überliefert werden sollen«, — im Köpenicker Fall ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt worden, daß die staatliche Gerechtigkeit Vorschub geleistet hat, als ein Schuster rauben ging. So sitzt der Wahn preußischer Justiz doch einmal über sich selbst zu Gericht. Wann wird in Österreich ein Richter in seiner Urteilsbegründung den Angeklagten als das Opfer eines Hofrats Feigl bezeichnen, der einem hungernden Burschen lebenslänglichen Kerker für den Raub einer Geldbörse diktiert? Wie verhält sich ein preußisches und wie ein österreichisches Gericht zur »staatlichen Ordnung«? Hier wird der Angeklagte schwerer verurteilt, weil seine Tat sich vor allem als ein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung qualifiziert. Dort wird er milder gerichtet, weil vor allem die Gesellschaftsordnung eines Verbrechens gegen den Angeklagten überführt wird. Unserm Obersten Gerichtshof hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß neulich gefallen, die Strafe der armen Frau Rutthofer von sieben auf zehn Jahre schweren Kerkers zu erhöhen. Die Begründung lautet wörtlich: »Nicht nur die allgemeine Pflicht, den Ehemann und den Ernährer am Leben nicht zu bedrohen, sondern auch jene Pflicht hat die Angeklagte verletzt, die sich auch dem wenig empfindlichen und wenig dankbaren Menschen unwillkürlich aufdrängen muß, der vom Getöteten aus einer niedrigen, obskuren Existenz zu einer angesehenen sozialen Stellung gebracht wird... Ihr Vorleben als Mädchen und auch als Frau des Getöteten kann nicht als untadelhaft angesehen werden. Es lagen daher keine Gründe für die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung vor, und die Strafe mußte entsprechend erhöht werden«. In Berlin hat ein Gerichtshof den Mut, einen Verbrecher gegen die in Justiz und Polizei organisierte Niedertracht bürgerlicher Vorurteile zu schützen. In Wien hat ein Gerichtshof den Mut, die »Undankbarkeit« und das »nicht untadelhafte Vorleben« einer Frau als erschwerende Umstände bei einem Totschlag anzunehmen und mangels einer »Bescholtenheit« die »Vergangenheit« zu berücksichtigen; in den Geschlechtsakten einer Angeklagten wie in einem Vorstrafenverzeichnis zu wühlen und die Tatsache, daß sie nicht als Jungfrau in die Ehe trat, für eines jener Momente anzusehen, die die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung ausschließen!

Und in einem Lande, dessen Oberster Gerichtshof in solcher geistigen Verfassung Urteile fällt, sollte Karl dem Großen kein Denkmal gesetzt werden?

Es mag im halborientalischen Charakter unseres Volkes liegen, daß es für Gefühlswärme auf dem Thron immer zugänglich ist. Wenn Maria Theresia in den historischen Reichstag zu Pressburg einen homo regius entsendet hätte, sie hätte weder vitam, noch sanguinem votiert bekommen. Ein persönliches Eingreifen des Königs kann der Monarchie für längere Zeit den Frieden wiedergeben. Man muß mit den Ungarn nicht energisch sondern ungarisch sprechen. Und eine Messe ist doch jedes Paris wert.

Der Bilderdieb.

Die Zwangslage des österreichischen Privatmannes zwischen der Dummheit der Ämter und der Gemeinheit der Presse ist fürchterlich. Wenn dir in deinem Hause ein Wertgegenstand abhanden kommt, mach keine Anzeige: du gehst oder die Deinen aus der Affaire übler beleumundet hervor als der Täter, dem behördliche Findigkeit kein Härchen krümmt und der schadenfroh die Notizen liest, die zur Mehrung der Pein des Geschädigten verfertigt werden.

Ein Geschichtchen im Stil des »Biberpelz« hat sich neulich im Unsicherheitsbureau der Wiener Polizei abgespielt. Einem reichen Mann — das ‚Deutsche Volksblatt' beginnt aufzupassen — werden zwei wertvolle Bilder gestohlen. Der reiche Mann hat zwei Söhne und einen Diener. Einer der beiden Söhne — er ist Privatgelehrter — hat einen Assistenten. Die Wiener Polizei, der der Diebstahl angezeigt wird, hat also, da ihr zu weiteren Recherchen weder die geistigen noch die materiellen Mittel zu

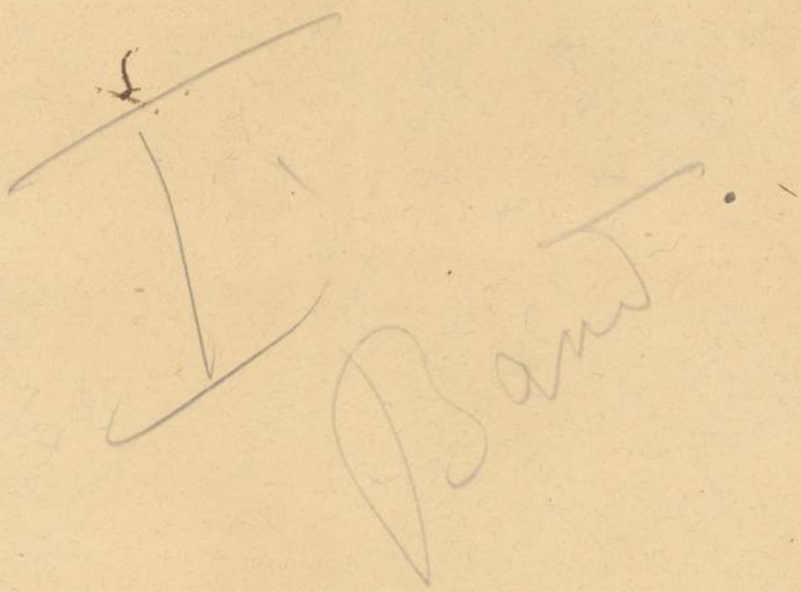
Gebote stehen, die Wahl zwischen fünf Tätern. Der Verdacht, daß der reiche Mann selbst seine Bilder entwendet habe, ist zu naheliegend, als daß der untersuchende Polizeikommissär auf ihn verfiele. Bleiben immerhin zwei Söhne, ein Assistent und ein Diener. Die Polizei beginnt von unten. Da der Diener dem Verhöre standzuhalten scheint, wirft sich die Untersuchung auf den Assistenten. Diesem, einem harmlosen Arbeiter der Wissenschaft, sagt der Beamte »auf den Kopf zu«, wessen er ihn für fähig hält. Später muß er den Schwergekränkten um Entschuldigung bitten. Was nun? Die Polizei hat getan, was sie tun konnte. Selbst Zirkulare hat sie für den Fall, daß doch ein internationaler Bilderdieb der Täter wäre, inzwischen versendet. Ein Böcklin war gestohlen worden und die Wiener Behörde beschrieb ihn wie folgt: »Zwei Satiriker, ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehend.« Man merkt bereits, daß der Diener der Polizei wertvolle Dienste geleistet hat. Die Beschreibung des Böcklin haben wir gewiß seiner Angabe zu verdanken. Aber wahrscheinlich auch den Täter. ~~Er hat kaum~~ selbst dem Verdacht entronnen, die Polizei auf gute Fährte gebracht. Noch sind ~~ja~~ zwei Personen übrig, die in einem »Gelegenheitsverhältnis« gestanden sind: die beiden Söhne des Bestohlenen. Und siehe da, richtig stellt sich heraus, daß der eine nach Monte Carlo gereist ist. Und noch dazu: nicht allein! Durch das dortige Konsulat untersuchen lassen, ob er nicht außer dem Weibe in Fischform auch die beiden Böcklin'schen Satiriker mitgenommen oder ob sich der volljährige Millionärssohn durch ihren Verkauf die Mittel zu der Reise beschafft habe, scheint wohl etwas umständlich. Aber noch bleibt ja ein Sohn. Der sich überdies auch dadurch verdächtig gemacht hat, daß er nicht nach Monte Carlo gereist ist. (Fein eingefädelt, was?) Und der Diener — ein Kroate, der gerade so viel deutsch spricht, um sich

selbst aus der Affaire winden zu können — schafft weitere Verdachtsmomente. Der junge Herr bringe — auch nach zehn Uhr — Freunde in's Haus, verkehre mit Schriftstellern und habe sich über den Diebstahl, der an seinem Vater verübt wurde, gar nicht aufgeregt gezeigt. Der Beamte lädt den jungen Herrn vor, fragt, warum er nicht aufgeregt gewesen sei. Der erwidert, daß er eben ein so merkwürdiges Temperament habe. Der Beamte protokolliert, daß der Mann auf eindringliches Befragen zugeben muß, daß er ein so merkwürdiges Temperament habe. Da stürzt der Diener, der sich ~~jetzt~~ lieber die Polizei als seinen früheren Dienstgeber verpflichten will und über seinem Haupte statt des Damoklesschwertes schon die Ergreiferprämie schweben sieht, mit einem letzten Verdachtsmoment herbei. Der junge Herr habe seinen Schwager auf dessen Frage: »Na, hoffentlich hast du die gestohlenen Bilder wenigstens einem verläßlichen Hehler übermittelt?« lachend über die Sicherheit des Verstecks beruhigt. Und die Polizei wird unruhig. Wirklich und wahrhaftig. Sie nimmt die deutsch-kroatische Aussage zu Protokoll und teilt Redakteuren diskret mit, daß gegen den Sohn des Bestohlenen „Verdachtsgründe vorliegen". Aber sie wagt es doch nicht, den Unbescholtenen (für dessen Integrität ich persönlich überzeugter einstehe als für den Scharfsinn des Herrn Stukart) zu beschuldigen. Ein letzter Rest von Einsicht sagt dem Leiter des Sicherheitsbureaus, daß hier keine Reklameehren zu holen sind. Man läßt sich schließlich von der Wahnwitzigkeit der »Verdachtsgründe« überzeugen und versucht sogar dem Diener, der sich schon ungeheuer wichtig vorkommt, klar zu machen, daß der Verkehr mit der Familie seines Herrn ihn nicht kompromittieren könne. Aber der Diener ist verwöhnt. Er hat zahllose Protokolle — darunter eines, in dem die Worte: »pro foro interno« standen — unterzeichnen dürfen. Er kann und kann nun einmal den Glauben

an seine staatsretterische Mission und auf die Ergreiferprämie nicht opfern. Und wirklich findet sich ein christlichsozialer Advokat, der seinen Anspruch vertritt, und schon ist auch das ‚Deutsche Volksblatt' »in der Lage«, zu berichten, in der Affaire sei »eine sensationelle Wendung« eingetreten. Es zitiert die Angaben des Dieners, zitiert das Gespräch zwischen Schwager und Sohn und hält sich für die Unmöglichkeit, faßbare Beschuldigungen auszusprechen, durch den Sperrdruck harmloser Sätze schadlos. Zum Schlusse bedauert es, dem Leser nicht verraten zu können, »wie weit die Untersuchung in dieser Affaire nunmehr fortgeschritten ist«: man verweigere an zuständiger Stelle jede Auskunft. »Eh schon wissen«, ergänzt der Leser des ‚Deutschen Volksblatts'. Aber der von solcher Wirkung Betroffene kann den Schreiber, der ebenso anonym bleibt wie der Bilderdieb, nicht züchtigen, das Blatt, das dem Beleidigungsparagraphen besser ausweicht als der Verachtung reinlicher Menschen, nicht klagen. So haben denn die »umfassenden Recherchen« des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei doch wenigstens ein sichtbares Resultat gezeitigt: das Behagen der ordinärsten Wiener Publizistik.

Mag der ehrenhafte Privatmann zusehen, wie er aus dieser Zwangslage zwischen Unfähigkeit und Niedertracht herauskommt. Wenn ihn sein merkwürdiges Temperament auch hier noch vor Aufregung bewahrt, wohl ihm! Meiner Sympathie und Hilfe will ich ihn freudig versichern, ich, den nicht Naturell, sondern der Kampf erst zur Verachtung der Charaktere dieses Landes und der Einrichtungen dieses Staates geläutert hat. Heute kann ich das freie Spiel der Kräfte Dummheit und Schlechtigkeit künstlerisch betrachten, heute erst bekennen: Wenn zwei Satiriker ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehen — freut sich der dritte.'

* * *



I. Band.

76 Jul

Bilderdrucke

V – I

DER BILDERDIEB

Oktober 1905

Die Zwangslage des österreichischen Privatmannes zwischen der Dummheit der Ämter und der Gemeinheit der Presse ist fürchterlich. Wenn dir in deinem Hause ein Wertgegenstand abhanden kommt, mach keine Anzeige: du gehst oder die Deinen gehen aus der Affäre übler beleumundet hervor als der Täter, dem behördliche Findigkeit kein Härchen krümmt und der schadenfroh die Notizen liest, die zur Mehrung der Pein des Geschädigten verfertigt werden.

Ein Stückchen im Stil des »Biberpelz« hat sich neulich im Unsicherheitsbureau der Wiener Polizei abgespielt. Einem reichen Mann — das ‚Deutsche Volksblatt' beginnt aufzupassen — werden zwei wertvolle Bilder gestohlen. Der reiche Mann hat zwei Söhne und einen Diener. Einer der beiden Söhne — er ist Privatgelehrter — hat einen Assistenten. Die Wiener Polizei, der der Diebstahl angezeigt wird und der zu weiteren Recherchen weder die geistigen noch die materiellen Mittel zu Gebote stehen, hat immerhin die Wahl zwischen fünf Tätern. Der Verdacht, daß der reiche Mann selbst seine Bilder entwendet habe, ist zu naheliegend, als daß der untersuchende Polizeikommissär auf ihn verfiele. Bleiben zwei Söhne, ein Assistent und ein Diener. Die Polizei beginnt von unten. Da der Diener dem Verhör standzuhalten scheint, wirft sich der Scharfsinn des Untersuchers auf den Assistenten. Diesem, einem harmlosen Arbeiter der Wissenschaft, sagt der Beamte »auf den Kopf zu«, wessen er ihn für fähig hält. Später muß er den Schwergekränkten um Entschuldigung bitten. Was nun? Die Polizei hat getan, was sie tun konnte. Selbst Zirkulare hat sie für den Fall, daß doch wider Erwarten ein internationaler Bilderdieb der Täter wäre, inzwischen versendet. Ein Böcklin war gestohlen worden und die Wiener Behörde beschrieb ihn wie folgt: »Zwei Satiriker, ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehend.« Man merkt an dieser Beschreibung bereits, daß der Diener der Polizei wertvolle Dienste geleistet hat. Er, der selbst dem Verdacht entronnen ist, hat die Polizei auf gute Fährte gebracht. Es ist besser, man fühlt statt des Damoklesschwerts eine Ergreiferprämie über dem Haupte schweben. Noch sind ja zwei Personen übrig, die in einem »Gelegenheitsverhältnis« gestanden sind: die beiden Söhne des Bestohlenen. Und siehe da, richtig stellt sich heraus, daß der eine nach Monte Carlo gereist ist. Und noch dazu, nicht allein! Durch das dortige Konsulat untersuchen lassen, ob er nicht außer dem Weibe in Fischform auch die beiden Böcklin'schen Satiriker mitgenommen oder ob sich der volljährige Millionärssohn durch ihren Verkauf die Mittel zu der Reise beschafft habe, scheint wohl etwas umständlich. Aber noch bleibt ein Sohn. Der sich überdies auch dadurch verdächtig gemacht hat, daß er nicht nach Monte Carlo gereist ist. (Fein eingefädelt, was?) Und der Diener — ein Kroate, der gerade so viel deutsch spricht, um sich selbst aus der Affäre winden zu können — schafft weitere Verdachtsmomente. Der junge Herr bringe — auch nach zehn Uhr — Freunde ins Haus, verkehre mit Schriftstellern und habe sich über den Diebstahl, der an seinem Vater verübt wurde, gar nicht aufgeregt gezeigt. Der Beamte lädt den jungen Herrn vor, fragt, warum er nicht aufgeregt gewesen sei. Der erwidert, daß er eben ein so merkwürdiges Temperament habe. Der Beamte protokolliert, daß der Mann auf eindringliches Befragen zugeben muß, daß er ein so merkwürdiges Temperament habe. Da stürzt der Diener mit einem letzten Verdachtsmoment herbei. Der junge Herr habe seinen Schwager auf

dessen Frage: »Na, hoffentlich hast du die gestohlenen Bilder wenigstens einem verläßlichen Hehler übermittelt?« lachend über die Sicherheit des Verstecks beruhigt. Und die Polizei wird unruhig. Wirklich und wahrhaftig. Sie nimmt die deutsch-kroatische Aussage zu Protokoll und teilt Redakteuren diskret mit, daß gegen den Sohn des Bestohlenen »Verdachtsgründe vorliegen«. Aber sie wagt es doch nicht, den Unbescholtenen zu beschuldigen. Ein letzter Rest von Scharfsinn sagt dem Leiter des Sicherheitsbureaus, daß hier keine Reklameehren zu holen sind. Man überzeugt sich schließlich von der Wahnwitzigkeit der »Verdachtsgründe« und versucht sogar dem Diener, der sich schon ungeheuer wichtig vorkommt, klar zu machen, daß der Verkehr mit der Familie seines Herrn ihn nicht kompromittieren könne. Aber der Diener ist verwöhnt. Er hat zahllose Protokolle — darunter eines, in dem die Worte: »pro foro interno« standen — unterzeichnen dürfen. Er kann und kann nun einmal den Glauben an seine staatsretterische Mission und seinen Anspruch auf die Ergreiferprämie nicht opfern. Und wirklich findet sich ein christlichsozialer Advokat, der diesen Anspruch vertritt und schon ist auch das ‚Deutsche Volksblatt' »in der Lage«, zu berichten, in der Affäre sei »eine sensationelle Wendung« eingetreten. Es zitiert die Angaben des Dieners, zitiert das Gespräch zwischen Schwager und Sohn und hält sich für die Unmöglichkeit, faßbare Beschuldigungen auszusprechen, durch den Sperrdruck harmloser Sätze schadlos. Zum Schlusse bedauert es, dem Leser nicht verraten zu können, »wie weit die Untersuchung in dieser Affäre nunmehr fortgeschritten ist«: man verweigere an zuständiger Stelle jede Auskunft. »Eh schon wissen«, ergänzt der Leser des ‚Deutschen Volksblatts'. Aber der von solcher Wirkung Betroffene kann den Schreiber, der ebenso anonym bleibt wie der Bilderdieb, nicht züchtigen, ein Blatt, das dem Beleidigungsparagraphen besser ausweicht als der Verachtung reinlicher Menschen, nicht klagen. So haben denn die »umfassenden Recherchen« des Sicherheitbureaus der Wiener Polizei doch wenigstens ein sichtbares Resultat gezeitigt: das Behagen der ordinärsten Wiener Publizistik.

Mag der ehrenhafte Privatmann zusehen, wie er aus dieser Zwangslage zwischen Unfähigkeit und Niedertracht herauskommt. Wenn ihn sein merkwürdiges Temperament auch hier noch vor Aufregung bewahrt, wohl ihm! Meiner Sympathie will ich ihn freudig versichern, ich, den nicht ein Naturell, sondern der Kampf erst zur Verachtung der Charaktere dieses Landes und der Einrichtungen dieses Staates geläutert hat. Heute kann ich das freie Spiel der Kräfte Dummheit und Schlechtigkeit künstlerisch betrachten, heute erst bekennen: Wenn zwei Satiriker ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehen — freut sich der dritte!

Der Schmock und die Bajadere.

»Das Mädchen mit der goldenen Haut! — War polizeilich verboten!« Solche Plakate müssen jetzt beweisen, daß die k. k. Wichtigmacherei schließlich doch nur die Geschäfte eines Variété-Besitzers besorgt. Und man weiß wieder einmal nicht, ob das Verbot dümmer war, oder die Argumente, deren sich die Empörung gegen das Verbot bediente. Sittliche Heuchelei ist nicht widriger als der Eifer, der uns seit Wochen mit der Versicherung in den Ohren liegt, die Produktion der vergoldeten Dame wirke »rein künstlerisch« und sei nicht geeignet, »Sinnlichkeit zu erregen«. Zwischen dem Ästhetizismus modernster Geister und der amtlichen Moral besteht also bloß eine kleine Meinungsverschiedenheit gegenüber einem Einzelfall, aber kein tieferer Widerspruch der Weltanschauung. Einen Polizisten regt eben der Anblick goldener Häute noch auf, einen Literaten nicht mehr. Und es bedeutet für die Kultur und für die Sache der Freiheit ganz denselben Fortschritt, wenn die Polizei ein Kunstwerk verbietet, weil es »anstößig« sei, und wenn die Presse seine Freigabe durchsetzt, weil es »nicht anstößig« sei. Wer den »Anstoß« als solchen noch nicht in die Leichenkammer verwester Begriffe geworfen hat, ist ein Polizist, und möge er auch ein Literat sein. Daß das Nackte »bloß ästhetisch« wirke, ist eine Literaturlüge, die der Freisinn zur Beruhigung der hohen Obrigkeit ausgeheckt hat. Behüte Gott, daß durch eine künstlerische Produktion — und nun gar durch eine Variété-Nummer — die »Sinnlichkeit erregt« würde! Diese Teufelsaustreibungen, bei denen die moderne Literatur der Behörde hilft, werden nachgerade selbst zur Variété-Nummer. Man wünschte, daß Wiens originellster Dichter darüber ein Referat schreibe. Aber gerade er war es, der neulich die endgiltige Erklärung abgab: »Es gibt keine Sexualempfindungen!«, und wenn er über eine Produktion englischer Keulenschwinger zu berichten hat, so konzediert er zwar, daß man sich außer weiten englischen Wiesen auch reizende Misses dazu denken könne, erlaubt aber diesen bloß »vor Bewunderung zu erröten« und aus keinem andern Grunde.

Als ob die »Sinnlichkeit« das Schlechteste wäre, was heutzutage in einem Menschen, der in Österreich lebt, »erregt« werden kann! Da wird eine jener indischen Tänzerinnen, die sonst zuerst im Berliner Tiergartenviertel den Buddhismus einführen müssen,

direkt nach Wien importiert. Sie empfängt bei Tag Schmöcke und opfert abends dem Gotte Wischnu unter dem Protektorat der Gräfin Mysa Wydenbruck. Und alle, die das Glück hatten, der Andachtsübung im Tempel der Sezession beizuwohnen, beteuern, Mata Hari wirke »nicht sinnlich«. Als ob das ein Vorzug bei einer Tänzerin wäre! Von jener höchsten Höhe strahlender Weiblichkeit, auf der der Sinnengenuß zur Religion wird, ist ein weiter Weg in jene interessanten Niederungen, wo etwa auch eine religiöse Handlung erotische Möglichkeiten erschließen könnte. Der Weg vom Weib zur Tänzerin. Mata Hari aber wirkt nur mehr religiös! Es liegt im Wesen der vollkommensten Tänzerin — als des Prototyps geschlechtlicher Unvollkommenheit —, im Tanz jene Ekstasen zusammenzuraffen, die sie im Leben nicht bieten kann. Aber im Tanz muß sie sie bieten können. Darin könnte sie ästhetischer wirken als eine »Ästhetik«, die vom Linienmaß lebt und der nichts übrig bleibt, als die Impotenz feierlich zu stimmen. Der Tanz zeigt die Leidenschaft im transformierten Zustand eines kalten Feuers. Aber wenn er, um zu »läutern«, sich erst durch den Vortrag eines Conférenciers erläutern lassen muß, so ist das kläglich genug. Denn also sprach Mata Hari zu einem Interviewer: »Ich tanze Liebe und Haß, Freude und Leid, Ehre und Leichtsinn. Ein Conférencier erklärt die Tänze, die sonst unverständlich wären; wenn man sie aber versteht, dann vergißt man über die Darstellung das Weib in mir, so daß ich bei einem Tanze, bei dem ich alles der Gottheit aufopfere und zum Schlusse mich selbst, was damit symbolisiert wird, daß ich den Lendengürtel, das letzte Kleidungsstück, loslöse, und, allerdings nur eine halbe Sekunde lang, entblößt dastehe, noch nie andere Gefühle als das Interesse für die durch meinen Tanz ausgedrückten erhabenen Gedanken erweckt habe«. Welche Echtheit! Damit man nur ja sicher das Weib in einem Weibe vergesse — denn durch das Weib kam alles Übel in die Welt —, wird eine heutzutage Postbeamtin oder mindestens buddhistische Tänzerin, und wenn alles nichts hilft, muß Herr Gregori neben ihr stehen und einen Vortrag halten . . .

Die gemeinverständliche Fleischbeschau einer Opernquadrille mag nicht der künstlerischen Ziele höchstes sein. Aber ist der Tanz dazu da, die Balletonkel zur Einkehr in sich selbst zu bekehren? Mata Hari tanzt Metaphysik, so versichert der

Inder Sil Vara in der ‚Neuen Freien Presse'; murmelt hiezu die Worte: Brahma, Wischnu, Shiwa, Zanuna, Purana, spricht von einer Tschormka, von Lotosblumen und sonstigem hieratischen Hausrat und entwickelt überhaupt eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die staunenswert ist und bei der nur die Übernahme des Wortes »seraphisch« aus der freundnachbarlichen hebräischen Religion einigermaßen stört. Abschließend erklärt er: »In diesem Sinne allein können die primitiven Manifestationen und die gemessenen, feierlichen Rhythmen der Devedaschi gedeutet werden«, hat aber leider im entscheidenden Moment die zur vollständigen Aufklärung des Franz Josefsquais notwendigen Bezeichnungen: Dewanagari, Dewarschis und Dewatas vergessen. (Die unsereins erst aus dem Fremdwörterbuch bezieht, die aber ein esoterischer Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' bei einigem Nachdenken gewiß parat hat). Dafür hat der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' sehr fein herausgefunden, daß der indische Gott, der jener Veranstaltung der Sezession zwischen Mandelblüten (nicht zwischen Kirschblüten, wie Sil Vara vermutet) beiwohnte und »milde den Halbkreis der eleganten Damen anlächelte«, auch Sakyamuni heißt, – was sich besonders zur Toilette der Frau Gutherz sehr apart macht... Der Schmock und die Bajadere. Mahadöh, der Herr der Erde, ist tot, aber wir erleben die indische Legende eben auf unsere Art.

Was sich hier abspielt, ist nicht mehr die gewöhnliche Schmockerei, sondern die Schmockerei in der neunten Inkarnation. Wien, das lange genug Berlin um seine Ruth St. Denis beneidet hat, ist von einem Taumel des Snobismus erfaßt, und der gute alte Hevesi, der kein Spaßverderber ist, dreht sich am heftigsten. »Eine hohe Stimmung«, ruft er, »stellte sich ein in diesem kleinen Amphitheater festlich gekleideter Menschen, in diesem sechsfachen Kreise von lauter ‚Gebildeten', die an diesem echten Sonnabend fähig waren, natürlich zu empfinden«. Die natürlich Empfindenden sind jene, die es natürlich nicht empfinden, daß sie hereingefallen sind, wenn sie die Sucht, die letzte Sensation abzuschöpfen, zur Andacht vor einer Hochstapelei verführt hat. Es ernüchtert sie nicht einmal, daß die Dame, die gestern bloß in einem kleinen Amphitheater und vor einem erlesenen Kreise der Feinsten, Edelsten und Besten sich entschleierte, heute schon im Apollotheater gegen Entrée zu

sehen ist. Brahma, Wischnu, Shiwa, — Ben Tiber. Im Opferdunst des guten Geschmacks erscheint eben der längst im Hintergrund lauernde Impresario als jene indische Gottheit, der Mata Hari zuletzt und am besten opfert. Damit soll nichts gegen ein gutes Variété-Theater, dessen schwächste Programmnummer eine exotisch frisierte Temperamentlosigkeit hundertmal aufwiegt, aber alles gegen den neuesten Humbug gesagt sein und gegen den Mißbrauch einer Leichtgläubigkeit, in deren glücklichem Besitz wir bald den Berlinern den Rang einer Parvenü-Kultur abgelaufen haben werden. Jener Kultur, die eines Tages auf ein verabredetes Zeichen die Schaustellung schöner Beine zur metaphysischen Offenbarung erhebt und den ihr unentbehrlichen Buddhismus von Wertheim bezieht.

Andere Städte, andere Warenhäuser. Glücklicherweise wird bei uns die Metaphysik durch den Namen »Schostal«, der in dem Raunen journalistischer Wischnu-Anbeter plötzlich hörbar wird, unterbrochen. Schostal — das ist nämlich bestimmt kein indischer Gott, sondern ein Kommerzialrat und Kompagnon einer Wäschefirma. Denn darin sind sie sich alle einig: Wem verdanken wir das Glück, Mata Hari kennen gelernt zu haben? Der Herr vom ‚Deutschen Volksblatt', das in Fragen der Geschmacklosigkeit eine gewisse konfessionelle Toleranz betätigt, hat's uns zuerst verraten: »In Monte Carlo lernte sie den Kommerzialrat Schostal kennen, und dessen Erzählungen und Schilderungen von Wien und seinen Bewohnern verlockten sie auch, hieher zu kommen.« Und das ‚Extrablatt' bringt ein Bild der Tänzerin, deren Biographie mit den Worten eingeleitet wird: »Kommerzialrat Schostal hat das Verdienst...« »Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor.« Mahadöh hat unsere Stadt längst verlassen und den Flammentod vorgezogen, jetzt hat Kommerzialrat Schostal das Verdienst . . . Und so befestigt sich denn mehr und mehr der Verdacht, daß es die Wiener Presse gar nicht so buddhistisch meint, sondern daß es sich bloß um eine originelle Reklame für eine Wäschefirma handelt, der die Insertion von Sonntagsplaudereien im Stile jener über die Firma Herzmansky bereits zu abgebraucht schien.

I Band

J—1

DER SCHMOCK UND DIE BAJADERE

Dezember 1906

»Das Mädchen mit der goldenen Haut! — War polizeilich verboten!« Solche Plakate müssen jetzt beweisen, daß die k. k. Wichtigtuerei schließlich doch nur die Geschäfte eines Variété-Besitzers besorgt. Aber man weiß wieder einmal nicht, ob das Verbot dümmer war, oder die Argumente, deren sich die Empörung gegen das Verbot bediente. Sittliche Heuchelei ist nicht widriger als der Eifer einer literarischen Variété-Kritik, der uns seit Wochen mit der Versicherung in den Ohren liegt, die Produktion der vergoldeten Dame wirke »rein künstlerisch« und sei nicht geeignet, »Sinnlichkeit zu erregen«. Zwischen dem Ästhetizismus und der amtlichen Moral besteht also bloß eine kleine Meinungsverschiedenheit über einen Einzelfall und kein tieferer Widerspruch der Weltanschauung. Die Sinnlichkeit eines Polizisten regt eben der Anblick goldener Häute noch auf, die eines Literaten nicht mehr. Und es bedeutet für die Sache des kulturellen Fortschritts wahrlich ein und dasselbe, wenn die Polizei ein Kunstwerk verbietet, weil es »anstößig« ist, und wenn die Presse seine Freigabe durchsetzt, weil es »nicht anstößig« ist. Wer den »Anstoß« als solchen noch nicht in die Leichenkammer verwester Begriffe geworfen hat, ist ein Polizist — möge er auch ein Literat sein. Daß das Nackte »bloß ästhetisch« wirke, ist eine Literaturlüge, die der Freisinn zur Beruhigung der Obrigkeit ausgeheckt hat und die der Künstlersinn glaubt. Behüte Gott, daß durch eine künstlerische Produktion — und nun gar durch eine Variété-Nummer — die »Sinnlichkeit erregt« würde! Diese Teufelsaustreibungen, bei denen die moderne Literatur der Behörde hilft, werden nachgerade selbst zur Variété-Nummer. Man wünschte, daß Herr P. A. darüber ein Referat schreibe. Aber gerade er war es, der neulich die endgiltige Erklärung abgab: »Es gibt keine Sexualempfindungen!«, und wenn er über eine Produktion englischer Keulenschwinger zu berichten hat, so konzediert er zwar, daß sich die Phantasie außer weiten englischen Wiesen auch reizende Misses dazu vorstelle, erlaubt aber diesen bloß »vor Bewunderung« zu erröten und aus keinem andern Grunde.

Als ob die ›Sinnlichkeit‹ das Schlechteste wäre, was heutzutage in einem Menschen, der in Österreich lebt, »erregt« werden kann! Da wird eine jener indischen Tänzerinnen, die sonst zuerst im Berliner Tiergartenviertel den Buddhismus einführen müssen, direkt nach Wien importiert. Sie empfängt bei Tag Schmöcke und opfert abends dem Gotte Wischnu, und alle, die das Glück hatten, der Andachtsübung im Tempel der Sezession beizuwohnen, beteuern, Mata Hari wirke »nicht sinnlich«. Als ob das ein Vorzug bei einer Tänzerin wäre! Weit genug ist der Weg von jener höchsten Höhe strahlender Weiblichkeit, auf der der Sinnengenuß zur Religion wird, bis in jene interessanten Niederungen, wo etwa auch eine religiöse Handlung erotische Möglichkeiten erschließen könnte. Fräulein Mata Hari aber, sagt man, wirke nur mehr religiös! Es liegt im Wesen der vollkommensten Tänzerin — als des Prototyps geschlechtlicher Unvollkommenheit —, im Tanz jene Ekstasen zusammenzuraffen, die sie im Leben nicht bieten kann. Aber im Tanz muß sie sie bieten können. Darin könnte sie ästhetischer wirken als eine ›Ästhetik‹, die vom Linienmaß lebt und der nichts übrig bleibt, als die Impotenz feierlich zu stimmen. Der Tanz zeigt die Leidenschaft im transformierten Zustand eines kalten Feuers. Aber wenn er, um zu »läutern«, sich erst durch den Vortrag eines Conférenciers erläutern lassen muß, so ist das kläglich genug. Denn also sprach Mata Hari zu einem gläubigen Interviewer: »Ich tanze Liebe und Haß, Freude und Leid, Ehre und Leichtsinn. Ein Conférencier erklärt die Tänze, die sonst unverständlich wären:

wenn man sie aber versteht, dann vergißt man über die Darstellung das Weib in mir, so daß ich bei einem Tanze, bei dem ich alles der Gottheit aufopfere und zum Schlusse mich selbst, was damit symbolisiert wird, daß ich den Lendengürtel, das letzte Kleidungsstück, loslöse, und, allerdings nur eine halbe Sekunde lang, entblößt dastehe, noch nie andere Gefühle als das Interesse für die durch meinen Tanz ausgedrückten erhabenen Gedanken erweckt habe«. Welche Echtheit! Den Tanz muß man »verstehen« und das Weib muß man »vergessen«. Und damit man nur ja sicher in einem Weibe das Weib vergesse — denn durch das Weib kam alles Übel in die Welt —, wird eine heutzutage Postbeamtin oder mindestens buddhistische Tänzerin, und wenn auch das nicht hilft, muß Herr Gregori neben ihr stehen und einen Vortrag halten...

Die gemeinverständliche Fleischbeschau einer Opernquadrille mag nicht der künstlerischen Ziele höchstes sein. Aber ist der Tanz dazu da, die Balletonkel zur Einkehr in sich selbst zu bekehren? Mata Hari tanzt Metaphysik, so versichert der Inder Sil Vara in der ‚Neuen Freien Presse'; er murmelt dazu die Worte: Brahma, Wischnu, Schiwa, Zanuna, Purana, spricht von einer Tschormka, von Lotosblumen und sonstigem hieratischen Hausrat und entwickelt überhaupt eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die staunenswert ist und bei der nur die Übernahme des Wortes »seraphisch« aus der freundnachbarlichen hebräischen Religion einigermaßen stört. Abschließend erklärt er: »In diesem Sinne allein können die primitiven Manifestationen und die gemessenen feierlichen Rhythmen der Dewedaschi gedeutet werden«, hat aber leider im entscheidenden Moment die zur vollständigen Aufklärung des Franz Josefskais notwendigen Bezeichnungen: Dewanagari, Dewarschis und Dewatas vergessen. (Die unsereins erst aus dem Fremdwörterbuch bezieht, die aber ein esoterischer Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' sonst bei einigem Nachdenken parat hat). Dafür hat der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' glücklich herausgefunden, daß der indische Gott, der jener Veranstaltung der Sezession zwischen Mandelblüten (Sil Vara sah Kirschblüten) beiwohnte und »milde den Halbkreis der eleganten Damen anlächelte«, auch Sakyamuni heißt, was sich besonders zur Toilette der Frau Gutherz sehr apart macht... Der Schmock und die Bajadere. Mahadöh, der Herr der Erde, ist tot, aber wir erleben die indische Legende eben auf unsere Art.

Was sich hier abspielt, ist nicht mehr die gewöhnliche Schmockerei, sondern die Schmockerei in der neunten Inkarnation. Wien, das lange genug Berlin um seine Ruth St. Denis beneidet hat, ist endlich auch vom Taumel des Snobismus erfaßt, und der gute alte Hevesi, der kein Spaßverderber ist, dreht sich am heftigsten. »Eine hohe Stimmung«, ruft er, »stellte sich ein in diesem kleinen Amphitheater festlich gekleideter Menschen, in diesem sechsfachen Kreise von lauter ‚Gebildeten', die an diesem echten Sonnabend fähig waren, natürlich zu empfinden«. Die natürlich Empfindenden sind jene, die es natürlich nicht empfinden, daß sie hereingefallen sind, wenn sie die Sucht, die letzte Sensation abzuschöpfen, zur Andacht vor einer Hochstapelei geführt hat. Es ernüchtert sie nicht einmal, daß die Dame, die gestern bloß in einem kleinen Amphitheater und vor dem erlesenen Kreise der Feinsten, Edelsten und Besten sich entschleierte, heute schon im Apollotheater gegen Entree ihre erhabenen Gedanken zeigt. Von Brahma, Wischnu und Schiwa ist nur ein Schritt zu Ben Tiber. Im Opferdunst des guten Geschmacks erscheint der längst im Hintergrund lauernde Impresario als jene indische Gottheit, der Mata Hari zuletzt und am besten opfert. Damit soll nichts gegen ein gutes Variété-Theater, dessen schwächste Programmnummer eine exotisch frisierte Temperamentlosigkeit ~~wieder~~ wettmacht, aber alles

alles gegen den neuesten Humbug gesagt sein und gegen den Mißbrauch einer Leichtgläubigkeit, in deren glücklichem Besitz wir bald den Berlinern den Rang einer Parvenü-Kultur abgelaufen haben werden. Jener Kultur, die eines Tages auf ein verabredetes Zeichen die Schaustellung schöner Beine zur metaphysischen Offenbarung erhebt und den ihr unentbehrlichen Buddhismus von Wertheim bezieht.

Andere Städte, andere Warenhäuser. Glücklicherweise wird bei uns die Metaphysik durch den Namen »Schostal« unterbrochen, der in dem Raunen journalistischer Wischnu-Anbeter plötzlich hörbar wird. Schostal — das ist nämlich bestimmt kein indischer Gott, sondern ein Kommerzialrat und Kompagnon einer Wiener Wäschefirma. Denn darin sind sie sich alle einig: Wem verdanken wir das Glück, Mata Hari kennen gelernt zu haben? Der Vertreter des ‚Deutschen Volksblatts', eines streng antisemitischen Blattes, das aber in Fragen der Geschmacklosigkeit eine gewisse konfessionelle Toleranz betätigt, hat's uns zuerst verraten: »In Monte Carlo lernte sie den Kommerzialrat Schostal kennen, und dessen Erzählungen und Schilderungen von Wien und seinen Bewohnern verlockten sie auch, hierher zu kommen«. Und das ‚Extrablatt' bringt ein Bild der Tänzerin, deren Biographie mit den Worten eingeleitet wird: »Kommerzialrat Schostal hat das Verdienst . . .« Gewiß, Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor. Da aber Mahadöh unsere Stadt längst verlassen und den Flammentod vorgezogen hat, hat jetzt Kommerzialrat Schostal das Verdienst... Und so befestigt sich denn mehr und mehr der Verdacht, daß es die Wiener Presse im Grunde gar nicht so buddhistisch meint, sondern daß es sich bloß um eine originelle Reklame für eine Wäschefirma handelt, der die bisherige Form der Insertion im redaktionellen Teil bereits zu abgebraucht schien.

DER SCHMOCK UND DIE BAJADERE

Dezember 1906

»Das Mädchen mit der goldenen Haut! — War polizeilich verboten!« Solche Plakate müssen jetzt beweisen, daß die k. k. Wichtigtuerei schließlich doch nur die Geschäfte eines Variété-Besitzers besorgt. Aber man weiß wieder einmal nicht, ob das Verbot dümmer war, oder die Argumente, deren sich die Empörung gegen das Verbot bediente. Sittliche Heuchelei ist nicht widriger als der Eifer einer literarischen Variété-Kritik, der uns seit Wochen mit der Versicherung in den Ohren liegt, die Produktion der vergoldeten Dame wirke »rein künstlerisch« und sei nicht geeignet, »Sinnlichkeit zu erregen«. Zwischen dem Ästhetizismus und der amtlichen Moral besteht also bloß die kleine Meinungsverschiedenheit über einen Einzelfall und kein tieferer Widerspruch der Weltanschauung. Die Sinnlichkeit eines Polizisten regt eben der Anblick goldener Häute noch auf, die eines Literaten nicht mehr. Und es bedeutet für die Sache des kulturellen Fortschritts wahrlich ein und dasselbe, wenn die Polizei ein Kunstwerk verbietet, weil es »anstößig« ist, und wenn die Presse seine Freigabe durchsetzt, weil es »nicht anstößig« ist. Wer den »Anstoß« als solchen noch nicht in die Leichenkammer verwester Begriffe geworfen hat, ist ein Polizist — möge er auch ein Literat sein. Daß das Nackte »bloß ästhetisch« wirke, ist eine Literaturlüge, die der Freisinn zur Beruhigung der Obrigkeit ausgeheckt hat und

die der Kunstsinn glaubt. Behüte Gott, daß durch eine künstlerische Produktion — und nun gar durch eine Variété-Nummer — die »Sinnlichkeit erregt« würde! Diese Teufelsaustreibungen, bei denen die moderne Literatur der Behörde beisteht, werden nachgerade selbst zur Variété-Nummer. Man wünschte, daß P. A. darüber ein Referat schreibe. Aber gerade er war es, der neulich die endgiltige Erklärung abgab: »Es gibt keine Sexualempfindungen!«, und wenn er über eine Produktion englischer Keulenschwinger zu berichten hat, so konzediert er zwar, daß sich die Phantasie außer weiten englischen Wiesen auch reizende Misses dazu vorstelle, erlaubt aber diesen bloß »vor Bewunderung« zu erröten und aus keinem andern Grunde.

Als ob die Sinnlichkeit das Schlechteste wäre, was heutzutage in einem Menschen, der in Österreich lebt, »erregt« werden kann! Da wird eine jener indischen Tänzerinnen, die sonst zuerst im Berliner Tiergartenviertel den Buddhismus einführen müssen, direkt nach Wien importiert. Sie empfängt bei Tag Schmöcke und opfert abends dem Gotte Wischnu, und alle, die das Glück hatten, der Andachtsübung im Tempel der Sezession beizuwohnen, beteuern, Mata Hari wirke »nicht sinnlich«. Als ob das ein Vorzug bei einer Tänzerin wäre! Weit genug ist der Weg von jener höchsten Höhe strahlender Weiblichkeit, auf der der Sinnengenuß zur Religion wird, bis in jene interessanten Niederungen, wo etwa auch eine religiöse Handlung erotische Möglichkeiten erschließen könnte. Fräulein Mata Hari aber, sagt man, wirke nur mehr religiös! Es liegt im Wesen der vollkommensten Tänzerin — als des Prototyps geschlechtlicher Unvollkommenheit —, im Tanz jene Ekstasen zusammenzuraffen, die sie im Leben nicht bieten kann. Aber im Tanz muß sie sie bieten können. Darin könnte sie ästhetischer wirken als eine Ästhetik, die vom Linienmaß lebt und der nichts übrig

bleibt, als die Impotenz feierlich zu stimmen. Der Tanz zeigt die Leidenschaft im transformierten Zustand eines kalten Feuers. Aber wenn er, um zu »läutern«, sich erst durch den Vortrag eines Conférenciers erläutern lassen muß, so ist das kläglich genug. Denn also sprach Mata Hari zu einem gläubigen Interviewer: »Ich tanze Liebe und Haß, Freude und Leid, Ehre und Leichtsinn. Ein Conférencier erklärt die Tänze, die sonst unverständlich wären; wenn man sie aber versteht, dann vergißt man über die Darstellung das Weib in mir, so daß ich bei einem Tanze, bei dem ich alles der Gottheit aufopfere und zum Schlusse mich selbst, was damit symbolisiert wird, daß ich den Lendengürtel, das letzte Kleidungsstück, loslöse, und, allerdings nur eine halbe Sekunde lang, entblößt dastehe, noch nie andere Gefühle als das Interesse für die durch meinen Tanz ausgedrückten erhabenen Gedanken erweckt habe«. Welche Echtheit! Den Tanz muß man »verstehen« und das Weib muß man »vergessen«. Und damit man nur ja sicher in einem Tanz den Tanz verstehe und in einem Weibe das Weib vergesse — denn durch das Weib kam alles Übel in die Welt —, wird eine heutzutage Postbeamtin oder mindestens buddhistische Tänzerin, und wenn auch das nicht hilft, muß Herr Gregori neben ihr stehen und einen Vortrag halten...

Die gemeinverständliche Fleischbeschau einer Opernquadrille mag nicht der künstlerischen Ziele höchstes sein. Aber ist der Tanz dazu da, die Balletonkel zur Einkehr in sich selbst zu bekehren? Mata Hari tanzt Metaphysik, so versichert der Inder Sil Vara in der ‚Neuen Freien Presse'; er murmelt dazu die Worte: Brahma, Wischnu, Schiwa, Zanuna, Purana, spricht von einer Tschormka, von Lotosblumen und sonstigem hieratischen Hausrat und entwickelt überhaupt eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die staunenswert ist und bei der nur die Übernahme

des Wortes »seraphisch« aus der freundnachbarlichen hebräischen Religion einigermaßen stört. Abschließend erklärt er: »In diesem Sinne allein können die primitiven Manifestationen und die gemessenen feierlichen Rhythmen der Dewedaschi gedeutet werden«, hat aber leider im entscheidenden Moment die zur vollständigen Aufklärung des Franz Josefskais notwendigen Bezeichnungen: Dewanagari, Dewarschis und Dewatas vergessen. (Die unsereins erst aus dem Fremdwörterbuch bezieht, die aber ein esoterischer Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' sonst bei einigem Nachdenken parat hat). Dafür hat der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' glücklich herausgefunden, daß der indische Gott, der jener Veranstaltung der Sezession zwischen Mandelblüten (Sil Vara sah Kirschblüten) beiwohnte und »milde den Halbkreis der eleganten Damen anlächelte«, auch Sakyamuni heißt, was sich besonders zur Toilette der Frau Gutherz sehr apart macht... Mahadöh, der Herr der Erde, ist tot, aber wir erleben die indische Legende eben auf unsere Art: Der Schmock und die Bajadere.

Was sich hier abspielt, ist nicht mehr die gewöhnliche Schmockerei, sondern die Schmockerei in der neunten Inkarnation. Wien, das lange genug Berlin um seine Ruth St. Denis beneidet hat, ist endlich auch vom Taumel des Snobismus erfaßt, und der gute alte Hevesi, der kein Spaßverderber ist, dreht sich am heftigsten. »Eine hohe Stimmung«, ruft er, »stellte sich ein in diesem kleinen Amphitheater festlich gekleideter Menschen, in diesem sechsfachen Kreise von lauter ‚Gebildeten', die an diesem echten Sonnabend fähig waren, natürlich zu empfinden«. Die natürlich Empfindenden sind jene, die es natürlich nicht empfinden, daß sie hereingefallen sind, wenn sie die Sucht, die letzte Sensation abzuschöpfen, zur Andacht vor einer Hochstapelei geführt hat. Es ernüchtert sie nicht einmal, daß die Dame, die

gestern bloß in einem kleinen Amphitheater und vor dem erlesenen Kreise der Feinsten, Edelsten und Besten sich entschleierte, heute schon im Apollotheater gegen Entree ihre erhabenen Gedanken zeigt. Von Brahma, Wischnu und Schiwa ist nur ein Schritt zu Ben Tiber. Im Opferdunst des guten Geschmacks erscheint der längst im Hintergrund lauernde Impresario als jene indische Gottheit, der Mata Hari zuletzt und am besten opfert. Damit soll nichts gegen ein gutes Variété-Theater, dessen schwächste Programmnummer eine exotisch frisierte Temperamentlosigkeit noch wettmacht, aber alles ~~alles~~ gegen den neuesten Humbug gesagt sein und gegen den Mißbrauch einer Leichtgläubigkeit, in deren glücklichem Besitz wir bald den Berlinern den Rang einer Parvenü-Kultur abgelaufen haben werden. Jener Kultur, die eines Tages auf ein verabredetes Zeichen die Schaustellung schöner Beine zur metaphysischen Offenbarung erhebt und den ihr unentbehrlichen Buddhismus von Wertheim bezieht.

Andere Städte, andere Warenhäuser. Glücklicherweise wird bei uns die Metaphysik durch den Namen »Schostal« unterbrochen, der in dem Raunen journalistischer Wischnu-Anbeter plötzlich hörbar wird. Schostal — das ist nämlich bestimmt kein indischer Gott, sondern ein Kommerzialrat und Kompagnon einer Wiener Wäschefirma. Denn darin sind sie sich alle einig: Wem verdanken wir das Glück, Mata Hari kennen gelernt zu haben? Der Vertreter des ‚Deutschen Volksblatts', einer streng antisemitischen Zeitung, die aber in Fragen der Geschmacklosigkeit eine gewisse konfessionelle Toleranz betätigt, hat's uns zuerst verraten: »In Monte Carlo lernte sie den Kommerzialrat Schostal kennen, und dessen Erzählungen und Schilderungen von Wien und seinen Bewohnern verlockten sie auch, hierher zu kommen«. Und das ‚Extrablatt' bringt ein Bild der Tänzerin, deren Biographie mit den Worten eingeleitet wird:

»Kommerzialrat Schostal hat das Verdienst . . .« Gewiß, Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor. Da aber Mahadöh unsere Stadt längst verlassen und den Flammentod vorgezogen hat, hat jetzt Kommerzialrat Schostal das Verdienst... Und so befestigt sich denn mehr und mehr der Verdacht, daß es die Wiener Presse im Grunde gar nicht so buddhistisch meint, sondern daß es sich bloß um eine originelle Reklame für eine Wäschefirma handelt, der die bisherige Form der Insertion im redaktionellen Teil bereits zu profan schien.

DIE GOETHE-BELEIDIGUNG.

Die Liberalen der Inneren Stadt haben einen Erfolg zu verzeichnen, der ihnen in den Tagen des Wahlkampfes sehr zustatten kommt. Der bronzene Goethe, der jetzt die treue Wacht neben einem Banquierpalaste auf der Ringstraße hält, hat sich ohne Murren in die Reihen ihrer Parteigenossen aufnehmen lassen. Und es war, da sie ihn enthüllten, ein »Fest des Fortschrittes und der Aufklärung für Wien«. So wenigstens haben die großen Organe, die den Freisinn dieser Stadt hochhalten, verkündet, und wer gläubig die festlichen Leitartikel las, konnte keinen Moment im Zweifel sein, dass Goethe, wenn er heute lebte, sich freudig zu den Anschauungen der Benedikt, Wilhelm Singer und Frischauer bekennen und, da er sich mit der Bekämpfung des Herrn Dr. Lueger nicht begnügen würde, dem Reichsrath als Hospitant der »Deutschen Fortschrittspartei« beitreten müsste. Es herrschte eine Stimmung, als ob etwa ein Prix-Denkmal enthüllt worden wäre; beständig ward in Molltönen wehmuthvoller Entsagung an die Zeiten erinnert, da Wien noch eine »Cultur« besaß, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte, die Fertigstellung der Denkmäler Goethes und Gutenbergs muthe an wie ein Gruß aus dem »alten fortschrittlichen und idealen Wien«. Aber die Zeitungsleute empfanden Goethe bloß als Contrast zu dieser Stadt, »in der rückschrittliche Mächte so überstark geworden sind«, nicht als Contrast zu sich selbst. Die Presse hatte ja, wie Herr Singer meinte, in diesen Tagen allen Anlass, »sich ihres viel angefeindeten, von Kurzsichtigen, Thoren und Böswilligen sogar gehassten Berufes zu erfreuen«; denn »Licht zu verbreiten durch Gutenberg im Sinne Goethes ist ihre Mission«. ~~Mit Verlaub! Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat bis dato weniger Licht im Sinne Goethes als »Aufklärung« darüber verbreitet,~~ wo die bequemsten und billigsten Absteigquartiere zu beziehen sind~~, und ob gerade~~ die Erfindung Gutenbergs

bei einer Journalistik zu besonderen Ehren kommt, die so vieles gegen Bezahlung nicht dem Drucke überliefert, ~~bleibe dahingestellt~~. Aber bei dem, wie ihm sei, »Nur die Freisinnigen dieser Stadt« ruft das ,Neue Wiener Tagblatt', »dürfen vom Dichter und vom Erfinder sagen: Sie sind unser.«

Gegen die rührende Zuversicht, dass Goethe, wenn er heute auferstünde, zum Noske und nicht zum Bielohlawek stoßen würde, lässt sich ernstlich nichts ins Treffen führen. Aber man verliert ~~selbst alle Zu~~versicht, wenn man das Treiben unserer patentier en Culturschützer am Goethe-Tage betrachtet und erlebt hat, wie sie ohne die geringste Scheu sich Goethes gegen Herrn Hans Arnold Schwer bedienen, und man fühlt sich ~~fast~~ versucht, zu glauben, dass der Olympier solchem Gesindel, das seinen Namen für die schäbigsten Geschäfts- und Parteizwecke missbraucht, selbst noch die »Reaction« vorziehen würde. ~~Die Wiener Bevölkerung — man lerne doch endlich~~ auf den Kinderglauben an Cultur und Aufklärung verzichten — unterhält ebensowenig Beziehungen zu Goethe wie irgend eine andere Bevölkerung, ~~und mag sie~~ wirtschaftlich auf einem ungleich höheren Niveau stehen. Aber sie wäre ~~dem~~ Dichter, der in solchem Wahn selbst nie befangen war, noch immer lieber als eine Schichte, die sich Beziehungen zu ihm anmaßt und der in Wahrheit Plusmacherei und die Sorge um materielle Wohlfahrt hundertmal über alles culturelle Streben gehen. Und wenn die Menge — sie ist heute wahrhaftig nicht schlechter und stumpfsinniger, als sie es im goldenen Zeitalter der liberalen Communalwirtschaft war — ~~sich mit~~ dem Refrain ~~bescheidet~~: »Das hat ka Goethe g'schrieben . . .«, so scheint es mir im Grunde immer noch besser, zu wissen, was Goethe nicht geschrieben hat, als mit einer Scheinbildung zu paradieren und die Leitartikelphrasen derer nachzusprechen, die nicht wissen, was Goethe geschrieben hat. Ist es ohnehin schon grotesk,

wenn ~~Leute wie~~ Bacher und Benedikt fortwährend das »Deutschthum« im Munde führen und dem Wiener Bürgermeister vorwerfen, dass er kein guter Deutscher sei, so muss man es wohl als den Gipfelpunkt der Tollheit betrachten, wenn sich diese Gesellschaft am Goethe-Tage zu der Versicherung versteigt, sie fühle sich »von dem Geläute deutscher Feiertagsglocken umbraust«. ~~Räthselhaft bleibt dabei,~~ Was sich die Herren unter dem »Goetheschen Geist« vorstellen mögen, von dem der »unholde, brutale, demagogische Geist« dieser Stadt so sehr verschieden sei. Glauben sie wirklich, dass er Geist von ihrem Geiste ~~sei~~? Und wenn die ‚Neue Freie Presse' ~~angesichts des Dichterstandbildes~~ von der »Macht der Ideale« spricht, denen sie nun mit bestärkter Zuversicht »nachstreben« werde, so mag man einen Moment vermuthen, es sei ein Denkmal für Bontoux oder Ofenheim enthüllt worden, dessen Anblick einen Redacteur der ‚Neuen Freien Presse' wohl mit Zuversicht erfüllen ~~und zu allerlei feierlichen Gelübden bewegen~~ könnte...

»Aber es wird uns durchzucken: Er ist unter uns gegenwärtig. Er sieht uns! Und, schamhaft und forschend, werden Manche sich fragen, ob es seines Anblickes würdig sei, was wir zur Betrachtung ihm darbieten, ihm, vor dessen sehenden Dichteraugen unsere innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe wie ein durchsichtiges Uhrwerk offen daliegen.« Ich konnte nicht umhin, zu citieren, was der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse' bei Besprechung des Hellmerschen Werkes über die Beziehungen Goethes zu denen, die ihm heute huldigen, gesagt hat. Herr Servaes ist offenbar nicht nur Mitarbeiter, sondern auch Leser der ‚Neuen Freien Presse'. Und der Bericht, den das Blatt über die Enthüllung des Goethe-Denkmals gebracht hat, mag ihn am kräftigsten zu so nachdenklicher Betrachtung angeregt haben. Was konnten wir diesem Goethe, da er an sonnigem Wintertage den ersten Blick auf die Ringstraße that, bieten? Womit feierten wir das Wiedersehen mit dem Olympier,

dessen Geist seit der Bürgermeisterschaft Strobachs aus unserer Mitte gewichen war? Ich überblicke den Bericht und sehe zwei Namen gesperrt gedruckt: Goethe — der musste natürlich bei dieser Gelegenheit u. A. genannt werden — und Julian Sternberg. Und wer hat sonst im Namen des geistigen Wien vor dem Gewaltigen gehuldigt? Edgar v. Spiegl und Sigmund Ehrlich, der gewesene Börsenredacteur der ‚Neuen Freien Presse', der einst Herrn Benedikt mit den historisch gewordenen Worten den Rücken kehrte: »Ich hab' genug!« Und die Festrede vor dem Denkmal, dessen Errichtung bekanntlich auch einen Erfolg des »Deutschthums« in Oesterreich bedeutet, hielt ein Herr namens Bezecny, dessen Beziehungen zur Kunst darin zu suchen sind, dass er es als Clavierspieler in Salons bis zum Leiter der Bodencreditanstalt und hierauf bis zum Cassaverwalter der Hoftheater gebracht hat. Mit dieser Vergangenheit schien Herr Bezecny wie kein zweiter Mann in Oesterreich geeignet, als Obmann eines Goethe-Denkmalcomités zu fungieren, und in solcher Eigenschaft trat er jetzt beherzt vor, rühmte Goethe eine »glühende Begeisterung für die Kunst« nach und versicherte, der gefeierte Dichter gehöre zu jenen Auserwählten, die »mit ihrem Glanze oft ganze Gebiete erhellen«. Der Kreis, der ihn genießend und verstehend umgab, sei anfänglich, so meinte der Redner mit offenkundigem Bedauern, ein enger gewesen; aber schließlich weitete er sich so aus, dass Goethe nicht nur den »Gebildeten der verschiedenen Nationen«, sondern auch Herrn Bezecny bekannt wurde. Was Oesterreich an Goethe besonders schätzen muss, ist nach dem Gedankengange des Festredners nicht so sehr »Faust«, als seine Bekanntschaft mit der Kaiserin Maria Ludovica, die ihn eines persönlichen Verkehres »würdigte«, nicht so sehr »Iphigenie«, als sein wiederholter Aufenthalt in Karlsbad, und nicht so sehr »Tasso«, als der Leopoldsorden, den er vom Kaiser Franz erhalten hat.

Und wie fühlt sich Goethe, wenn in dem Sockel seines Standbildes eine Schenkungsurkunde liegt, die Edgar von Spiegl persönlich verfasst hat? Das ist beileibe kein Scherz. Da es sich um eine Schenkungsurkunde handelte, glaubte man füglich mit deren Abfassung den Präsidenten der »Concordia« betrauen zu müssen, und bei Herrn v. Spiegl, der früher Fremdenführer in Budapest war, konnte man natürlich auch eine Vertrautheit mit Monumenten voraussetzen. Aber man hätte es doch nicht zulassen sollen. Freilich, wenn einem der Gedanke die Zornesröthe in die Wangen treibt, dass der Olympier hierzulande auf einem von Herrn Spiegl ~~verfassten Schriftstück ruhen~~ muss, so fühlt man sich wieder bei dem Gedanken an die sitzende Stellung ~~Goethes~~ einigermaßen versöhnt. . . Und aus dem Vorwurfe, dass er nicht Deutsch könne, wird sich Herr Spiegl, der von einer »in den Herzen aller Bewohner entzündeten Wärme« und von einem »Erz, das dem Sturm trotzt« spricht, nicht viel machen. Er fühlt sich darin Goethen wahlverwandt, dem ja auch, wenn ich nicht irre, von Klopstock, nachgesagt wurde, dass er die deutsche Sprache nicht kenne. Und ~~überdies: Der~~ Weimaraner ~~wardt~~ von Börne ein »gereimter Knecht« und Fürstendiener g«scholten, so mag er sich heute die ~~Kamerad-schaft~~ eines Fürstinnendieners, der Blumencorsos arrangiert, gefallen lassen.

Der bronzene Gast scheint sich trotz allen Unbilden der Witterung und des Liberalismus auf der Ringstraße wohl zu fühlen. Mit seinen sehenden Dichteraugen hat er die »innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe« derer geschaut, die ihn am Tage seiner Ankunft lärmend umgaben. Sie wollten in der Zeitung genannt werden, und jetzt, da sie sich befriedigt verzogen haben, hat er seine Ruhe wieder. Man befreie ihn nur noch von den Kränzen, die zu seinen Füßen niedergelegt wurden. Die »Concordia« hat ihn seiner Unsterblichkeit versichert, und neben

ihrem Blumengewinde liegt ein Kranz, dessen Schleifen die sinnige Widmung tragen: »Die in Wien lebenden Freimaurer ihrem großen Bruder Goethe.« Diese Anrede hat ~~mich stutzig gemacht. Seit ich~~ weiß, dass ~~die Wortführer unserer öffentlichen Meinung, dass~~ Herr Landesberg und der ‚Extrablatt'-Löwy ~~doch in gewisser Beziehung~~ nahestehen, ändert sich wohl die Richtung meines Kampfes. ~~Auch~~ mit ~~Herrn Bahr werde ich~~ künftig vorsichtiger sein müssen. Greife ich ~~ihn, der Goethekenner und Freimaurer ist, an,~~ so geht er hin und sagt es seinem großen Bruder . . .

* * *

‚Neue Freie Presse': »Heute mittags um 1 Uhr wurde in Anwesenheit des Kaisers das Gutenberg-Denkmal auf dem Lugeck vor der Teppichniederlage Orendi im Regensburgerhofe feierlich enthüllt. Schon in den Vormittagsstunden . . .«

Die Feier des Erfinders der Buchdruckerkunst ist mehr minder ein intimes Fest der Presse. Und da es der Presse vor allem auf die Annoncen der Teppichniederlage Orendi ankommt, so ist die Verquickung einer bezahlten Reclame mit einer Huldigung für den Genius des großen Erfinders durchaus nicht widernatürlich. Freilich hätten sich die Wiener Blätter bei einigermaßen guter Bezahlung seinerzeit nicht geniert, auch die Enthüllung des Mozart Denkmals in der folgenden Weise anzuzeigen: »Heute mittags um 1 Uhr wurde das Mozart-Denkmal auf dem Albrechtsplatz vor der Modewaren-Niederlage Wilhelm Jungmann & Neffe feierlich enthüllt.« Es handelt sich nämlich bei Denkmalsenthüllungen immerdar um Feste des Lichtes, des Fortschritts, der Aufklärung, mit einem Worte: der Cultur.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Es wird Sie gewiss interessieren, dass mich Herr Benedikt aufgefordert hat, für die Sonntagsausgabe seines Blattes eine humoristische Plauderei zu schreiben, dass ich aber mit Rücksicht auf die Umgebung, in der ich dort placiert würde, abgelehnt habe.

Hochachtungsvoll

Zip,

Idiot unbekannter Herkunft, Rotunde, bei Barnum & Bailey.«

L—1

DIE GOETHE-BELEIDIGUNG

Dezember 1900

Die Liberalen der Inneren Stadt haben einen Erfolg zu verzeichnen, der ihnen in den Tagen des Wahlkampfes zustatten kommt. Der bronzene Goethe, der jetzt die treue Wacht neben einem Bankierpalast auf der Ringstraße hält, hat sich ohne Murren in die Reihen ihrer Parteigenossen aufnehmen lassen. Und es war, da sie ihn enthüllten, ein »Fest des Fortschrittes und der Aufklärung für Wien«. So wenigstens haben die großen Organe, die den Freisinn dieser Stadt hochhalten, behauptet, und wer gläubig die festlichen Leitartikel las, konnte keinen Moment im Zweifel sein, daß Goethe heute sich freudig zu den Anschauungen der Benedikt, Wilhelm Singer und Frischauer bekennen und da er sichs an der Bekämpfung des Herrn Dr. Lueger nicht genügen ließe, dem Reichsrat als Hospitant der »Deutschen Fortschrittpartei« beitreten müßte. Es herrschte geradezu eine Stimmung, als ob ein Prix-Denkmal enthüllt worden wäre; beständig ward in Molltönen wehmutvoller Entsagung an die Zeiten erinnert, da Wien »noch eine Kultur besaß«, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte, die Fertigstellung der Denkmäler Goethes und Gutenbergs mute an wie ein Gruß aus dem »alten fortschrittlichen und idealen Wien«. Aber die Zeitungsleute empfanden Goethe bloß als Kontrast zu dieser Stadt, »in der rückschrittliche Mächte so überstark geworden sind«, nicht als Kontrast zu sich selbst. Die Presse hatte ja, wie Herr Singer meinte, in diesen Tagen allen Anlaß, »sich ihres viel angefeindeten, von Kurzsichtigen, Toren und Böswilligen sogar gehaßten Berufes zu erfreuen«; denn »Licht zu verbreiten durch Gutenberg im Sinne Goethes ist ihre Mission«. Nun, es mag dahingestellt bleiben, ob das ‚Neue Wiener Tagblatt' so ganz dem Geiste des Goetheschen Liebeslebens nahekommt, wenn es an jedem jungen Tag verkündet, wo die bequemsten und billigsten Absteigquartiere zu haben sind. Aber daß das Andenken Gutenbergs bei einer Journalistik zu besonderen Ehren kommt, die so vieles gegen Bezahlung nicht dem Drucke überliefert, ist gewiß bestreitbar. Sei dem wie immer, das ‚Neue Wiener Tagblatt' bleibt dabei, »nur die Freisinnigen dieser Stadt dürften vom Dichter und vom Erfinder sagen: Sie sind unser.«

Gegen die rührende Zuversicht, daß Goethe, wenn er heute auferstünde, zum Noske und nicht zum Bielohlawek stieße, läßt sich ernstlich nichts ins Treffen führen. Aber fühlt man sich nicht doch versucht zu glauben, daß er einer Gesinnung, die seinen Namen für die schäbigsten Geschäfts- und Parteizwecke mißbraucht, selbst noch die »Reaktion« vorziehen würde? ~~Das lernt~~ nie und nimmer auf den Kinderglauben an Kultur und Aufklärung verzichten! ~~Und~~ während Phrasen gedroschen werden, beschäftigt sich die Wiener Bevölkerung damit, ebensowenig Beziehungen zu Goethe zu unterhalten wie irgend eine andere Bevölkerung. ~~Aber~~ sie wäre einem Dichter, der in solchem Wahn selbst nie befangen war, noch immer lieber als eine ~~S~~chicht~~e~~, die sich Beziehungen zu ihm anmaßt und der in Wahrheit Plusmacherei hundertmal über alles kulturelle Streben geht. Und wenn die Menge — sie ist heute wohl nicht schlechter und stumpfsinniger, als sie es im goldenen Zeitalter der liberalen Kommunalwirtschaft war — ihr Wissen um Goethe ausschließlich in dem Refrain ausdrückt: »Das hat ka Goethe g'schrieben ...«, so scheint es mir im Grunde immer noch besser, wenigstens zu wissen, was Goethe nicht geschrieben hat, als mit einer Scheinbildung zu paradieren und die Leitartikelphrasen derer nachzusprechen, die gewiß nicht wissen, was Goethe geschrieben hat. Ist es ohnehin schon grotesk, wenn die Herren Bacher und Benedikt fortwährend das »Deutschtum« im Munde führen ~~und dem Wiener Bürgermeister vorwerfen, daß er kein guter Deutscher~~

~~sei,~~ so muß man es wohl als den Gipfelpunkt der Tollheit betrachten, wenn sich diese Gesellschaft am Goethe-Tage zu der Versicherung versteigt, sie fühle sich »von dem Geläute deutscher Feiertagsglocken umbraust«. Was sich ~~die Herren~~ nur unter dem »Goetheschen Geist« vorstellen mögen, von dem der »unholde, brutale, demagogische Geist« dieser Stadt so sehr verschieden sei! Glauben sie wirklich, daß er Geist von ihrem Geiste ist? Oder ist nicht, was sie den Geist Goethes heißen, »im Grund der Herren eigner Geist«? Und wenn die ‚Neue Freie Presse' vor einem Standbild von der »Macht der Ideale« spricht, denen sie nun mit bestärkter Zuversicht »nachstreben« werde, so mag man einen Moment vermuten, es sei ein Denkmal für Bontoux oder Ofenheim enthüllt worden, dessen Anblick einen Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' wohl feierlich stimmen und mit Zuversicht erfüllen könnte . . .

»Aber es wird uns durchzucken: Er ist unter uns gegenwärtig. Er sieht uns! Und, schamhaft und forschend, werden Manche sich fragen, ob es seines Anblickes würdig sei, was wir zur Betrachtung ihm darbieten, ihm, vor dessen sehenden Dichteraugen unsere innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe wie ein durchsichtiges Uhrwerk offen daliegen«. Ich konnte nicht umhin, zu zitieren, was der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse' bei Besprechung des Hellmerschen Werkes über die Beziehungen Goethes zu denen, die ihm heute huldigen, gesagt hat. Er ist offenbar nicht nur Mitarbeiter, sondern auch Leser der ‚Neuen Freien Presse'. Und der Bericht, den das Blatt über die Enthüllung des Goethe-Denkmals gebracht hat, mag ihn am kräftigsten zu so nachdenklicher Betrachtung angeregt haben. Was konnten wir diesem Goethe, da er an sonnigem Wintertage den ersten Blick auf die Ringstraße tat, bieten? Womit feierten wir das Wiedersehen mit dem Olympier, dessen Geist erst seit der Bürgermeisterschaft ~~des Herrn Strobach~~ aus unserer Mitte gewichen war? Ich überblicke den Bericht und sehe zwei Namen gesperrt gedruckt: Goethe — der mußte natürlich bei dieser Gelegenheit »u. a.« genannt werden — und ~~Julian Sternberg! Die Namen Goethes und eines Lokalreporters!~~ Und wer hat ~~sonst~~ im Namen des geistigen Wien dem Gewaltigen gehuldigt? ~~Die Herren Edgar v. Spiegl und Sigmund Ehrlich, der~~ ~~der~~ emeritierte Börsenredakteur der ‚Neuen Freien Presse', der einst dem unduldsamen Chef mit den historisch gewordenen Worten den Rücken kehrte: »Ich hab' genug!« Und die Festrede vor dem Denkmal, dessen Errichtung bekanntlich auch einen Erfolg des »Deutschtums« in Österreich bedeutet, hielt der Freiherr von Bezecny, jener Würdenträger, dessen Beziehungen zur Kunst darin zu suchen sind, daß er es als Klavierspieler in aristokratischen Salons ~~bis zum Leiter der Bodenkreditanstalt und hierauf~~ bis zum Intendanten der Hoftheater gebracht hat. Mit dieser Vergangenheit schien Herr Baron Bezecny wie kein zweiter Mann in Österreich geeignet, als Obmann eines Goethe-Denkmalskomitees zu fungieren, und in solcher Eigenschaft trat er jetzt beherzt vor, rühmte Goethe eine »glühende Begeisterung für die Kunst« nach und versicherte, der gefeierte Dichter gehöre zu jenen Auserwählten, die »mit ihrem Glanze oft ganze Gebiete erhellen«. Der Kreis, der ihn genießend und verstehend umgab, sei anfänglich, so meinte der Redner mit offenkundigem Bedauern, ein enger gewesen; aber schließlich weitete er sich so aus, daß Goethe nicht nur den »Gebildeten der verschiedenen Nationen«, sondern auch Herrn Baron Bezecny bekannt wurde. Was Österreich an Goethe besonders schätzen muß, ist nach dem Gedankengange des Festredners nicht so sehr »Faust«, als seine Bekanntschaft mit der Kaiserin Maria Ludovica, die ihn eines persönlichen Verkehres »würdigte«, nicht so sehr »Iphigenie«, als sein wiederholter Aufenthalt in Karlsbad, und nicht so sehr »Tasso«, als der Leopoldsorden, den er vom Kaiser Franz erhalten hat.

Und wie fühlt sich Goethe, wenn in dem Sockel seines Standbildes eine Schenkungsurkunde liegt,

die Herr Edgar von Spiegl persönlich verfaßt hat? Das ist beileibe kein Scherz. Da es sich eben um eine Schenkungsurkunde handelte, glaubte man füglich mit deren Abfassung den Präsidenten der »Concordia« betrauen zu müssen, und bei Herrn v. Spiegl, der früher Fremdenführer in Budapest war, konnte man natürlich auch eine Vertrautheit mit Monumenten voraussetzen. Wenn einem aber trotzdem der Gedanke die Zornesröte in die Wangen treibt, daß der Olympier hierzulande auf einem von Herrn Spiegl beschriebenen Papier Platz nehmen muß, so fühlt man sich wieder bei der Vorstellung der sitzenden Stellung, die der Bildhauer dem alten Goethe gab, einigermaßen versöhnt. Und aus dem Vorwurfe, daß er nicht Deutsch könne, wird sich Herr Spiegl, der von einer »in den Herzen aller Bewohner entzündeten Wärme« spricht, und von einem »Erz, das dem Sturm trotzt« gewiß nicht viel machen. Er fühlt sich darin Goethen wahlverwandt, dem ja auch, wenn ich nicht irre, von Klopstock, nachgesagt wurde, daß er die deutsche Sprache nicht kenne. Und ward der Weimaraner von Börne ein ~~gereimter Knecht« und~~ Fürstendiener gescholten, so mag er sich heute die Gesellschaft eines Fürstinnendieners, der Blumenkorsos arrangieren hilft, gefallen lassen.

Der bronzene Gast scheint sich trotz allen Unbilden der Witterung und des Liberalismus auf der Ringstraße wohl zu fühlen. Mit seinen sehenden Dichteraugen hat er die »innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe« derer erschaut, die ihn am Tage seiner Ankunft lärmend umgaben. Sie wollten in der Zeitung genannt werden; und jetzt, da sie sich befriedigt verzogen haben, hat er seine Ruhe wieder. Man befreie ihn nur noch von den Kränzen, die zu seinen Füßen niedergelegt wurden. Die »Concordia« hat ihn seiner Unsterblichkeit versichert, und neben ihrem Blumengewinde liegt ein Kranz, dessen Schleifen die sinnige Widmung tragen: »Die in Wien lebenden Freimaurer ihrem großen Bruder Goethe«. Selbst diese Anrede hat Goethe nicht aus der Fassung gebracht; mich hat sie erschüttert. Da ich nun weiß, daß die Löwy und Stern einem Goethe nahestehen, ändert sich wohl die Richtung meines Kampfes. Ich werde mit den Wortführern unserer öffentlichen Meinung künftig vorsichtiger sein müssen. Greife ich einen von ihnen an, so geht er hin und sagt es seinem großen Bruder ...

Ros: Z.

III
9 JAN

L—1

DIE GOETHE-BELEIDIGUNG

Dezember 1900

Die Liberalen der Inneren Stadt haben einen Erfolg zu verzeichnen, der ihnen in den Tagen des Wahlkampfes zustatten kommt. Der bronzene Goethe, der jetzt die treue Wacht neben einem Bankierpalast auf der Ringstraße hält, hat sich ohne Murren in die Reihen ihrer Parteigenossen aufnehmen lassen. Und es war, da sie ihn enthüllten, ein »Fest des Fortschrittes und der Aufklärung für Wien«. So wenigstens haben die großen Organe, die den Freisinn dieser Stadt hochhalten, behauptet, und wer gläubig die festlichen Leitartikel las, konnte keinen Moment im Zweifel sein, daß Goethe heute sich freudig zu den Anschauungen der Benedikt, Wilhelm Singer und Frischauer bekennen und, da er sichs an der Bekämpfung des Herrn Dr. Lueger nicht genügen ließe, dem Reichsrat als Hospitant der »Deutschen Fortschrittpartei« beitreten müßte. Es herrschte geradezu eine Stimmung, als ob ein Prix-Denkmal enthüllt worden wäre; beständig ward in Molltönen wehmutvoller Entsagung an die Zeiten erinnert, da Wien »noch eine Kultur besaß«, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte, die Fertigstellung der Denkmäler Goethes und Gutenbergs mute an wie ein Gruß aus dem »alten fortschrittlichen und idealen Wien«. Aber die Zeitungsleute empfanden Goethe bloß als Kontrast zu dieser Stadt, »in der rückschrittliche Mächte so überstark geworden sind«, nicht als Kontrast zu sich selbst. Die Presse hatte ja, wie Herr Singer meinte, in diesen Tagen allen Anlaß, »sich ihres viel angefeindeten, von Kurzsichtigen, Toren und Böswilligen sogar gehaßten Berufes zu erfreuen«; denn »Licht zu verbreiten durch Gutenberg im Sinne Goethes ist ihre Mission«. Nun, es mag dahingestellt bleiben, ob das ‚Neue Wiener Tagblatt' so ganz dem Geiste des Goetheschen Liebeslebens nahekommt, wenn es an jedem jungen Tag verkündet, wo die bequemsten und billigsten Absteigquartiere zu haben sind. Aber daß das Andenken Gutenbergs bei einer Journalistik zu besonderen Ehren kommt, die so vieles gegen Bezahlung nicht dem Drucke überliefert, ist gewiß bestreitbar. Sei dem wie immer, das ‚Neue Wiener Tagblatt' bleibt dabei, daß »nur die Freisinnigen dieser Stadt vom Dichter und vom Erfinder sagen dürften: Sie sind unser!«

Gegen die rührende Zuversicht, daß Goethe, wenn er heute auferstünde, zum Noske und nicht zum Bielohlawek stieße, läßt sich ernstlich nichts ins Treffen führen. Aber fühlt man sich nicht doch versucht zu glauben, daß er einer Gesinnung, die seinen Namen für die schäbigsten Geschäfts- und Parteizwecke mißbraucht, selbst noch die »Reaktion« vorziehen würde? Oh, sie werden nie und nimmer auf den Kinderglauben an Kultur und Aufklärung verzichten! Aber während Phrasen gedroschen werden, beschäftigt sich die Wiener Bevölkerung damit, ebensowenig Beziehungen zu Goethe zu unterhalten wie irgend eine andere Bevölkerung. Sie wäre indes einem Dichter, der in solchem Wahn selbst nie befangen war, noch immer lieber als eine Gesellschaftsschicht, die sich Beziehungen zu ihm anmaßt und der in Wahrheit Plusmacherei hundertmal über alles kulturelle Streben geht. Und wenn die Menge — sie ist heute wohl nicht schlechter und stumpfsinniger, als sie es im goldenen Zeitalter der liberalen Kommunalwirtschaft war — ihr Wissen um Goethe ausschließlich in dem Refrain ausdrückt: »Das hat ka Goethe g'schrieben ...«, so scheint es mir im Grunde immer noch besser, wenigstens zu wissen, was Goethe nicht geschrieben hat, als mit einer Scheinbildung zu paradieren und die Leitartikelphrasen derer nachzusprechen, die gewiß nicht wissen, was Goethe geschrieben hat. Ist es ohnehin schon grotesk, wenn die Herren Bacher und Benedikt fortwährend

das »Deutschtum« im Munde führen, so muß man es wohl als den Gipfelpunkt der Tollheit betrachten, wenn sich diese Gesellschaft am Goethe-Tage zu der Versicherung versteigt, sie fühle sich »von dem Geläute deutscher Feiertagsglocken umbraust«. Was sie sich nur unter dem »Goetheschen Geist« vorstellen mögen, von dem der »unholde, brutale, demagogische Geist« dieser Stadt so sehr verschieden sei! Glauben sie wirklich, daß er Geist von ihrem Geiste ist? Oder ist nicht, was sie den Geist Goethes heißen, »im Grund der Herren eigner Geist«? Und wenn die ‚Neue Freie Presse' vor einem Standbild von der »Macht der Ideale« spricht, denen sie nun mit bestärkter Zuversicht »nachstreben« werde, so mag man einen Moment vermuten, es sei ein Denkmal für Bontoux oder Ofenheim enthüllt worden, dessen Anblick einen Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' wohl feierlich stimmen und mit Zuversicht erfüllen könnte . . .

»Aber es wird uns durchzucken: Er ist unter uns gegenwärtig. Er sieht uns! Und, schamhaft und forschend, werden Manche sich fragen, ob es seines Anblickes würdig sei, was wir zur Betrachtung ihm darbieten, ihm, vor dessen sehenden Dichteraugen unsere innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe wie ein durchsichtiges Uhrwerk offen daliegen«. Ich konnte nicht umhin, zu zitieren, was der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse' bei Besprechung des Hellmerschen Werkes über die Beziehungen Goethes zu denen, die ihm heute huldigen, gesagt hat. Er ist offenbar nicht nur Mitarbeiter, sondern auch Leser der ‚Neuen Freien Presse'. Und der Bericht, den das Blatt über die Enthüllung des Goethe-Denkmals gebracht hat, mag ihn am kräftigsten zu so nachdenklicher Betrachtung angeregt haben. Was konnten wir diesem Goethe, da er an sonnigem Wintertage den ersten Blick auf die Ringstraße tat, bieten? Womit feierten wir das Wiedersehen mit dem Olympier, dessen Geist erst seit der Bürgermeisterschaft des Herrn Strobach aus unserer Mitte gewichen war? Ich überblicke den Bericht und sehe zwei Namen gesperrt gedruckt: Goethe — der mußte natürlich bei dieser Gelegenheit »u. a.« genannt werden — und ein Lokaljournalist. Und wer hat außer diesem im Namen des geistigen Wien dem Gewaltigen gehuldigt? Der emeritierte Börsenredakteur der ‚Neuen Freien Presse', der einst dem unduldsamen Chef mit den historisch gewordenen Worten den Rücken kehrte: »Ich hab' genug!« Und die Festrede vor dem Denkmal, dessen Errichtung bekanntlich auch einen Erfolg des »Deutschtums« in Österreich bedeutet, hielt der Freiherr von Bezecny, jener Würdenträger, dessen Beziehungen zur Kunst darin zu suchen sind, daß er es als Klavierspieler in aristokratischen Salons bis zum Intendanten der Hoftheater gebracht hat. Mit dieser Vergangenheit schien Herr Baron Bezecny wie kein zweiter Mann in Österreich geeignet, als Obmann eines Goethe-Denkmalskomitees zu fungieren, und in solcher Eigenschaft trat er jetzt beherzt vor, rühmte Goethe eine »glühende Begeisterung für die Kunst« nach und versicherte, der gefeierte Dichter gehöre zu jenen Auserwählten, die »mit ihrem Glanze oft ganze Gebiete erhellen«. Der Kreis, der ihn genießend und verstehend umgab, sei anfänglich, so meinte der Redner mit offenkundigem Bedauern, ein enger gewesen; aber schließlich weitete er sich so aus, daß Goethe nicht nur den »Gebildeten der verschiedenen Nationen«, sondern auch Herrn Baron Bezecny bekannt wurde. Was Österreich an Goethe besonders schätzen muß, ist nach dem Gedankengange des Festredners nicht so sehr »Faust«, als seine Bekanntschaft mit der Kaiserin Maria Ludovica, die ihn eines persönlichen Verkehres »würdigte«, nicht so sehr »Iphigenie«, als sein wiederholter Aufenthalt in Karlsbad, und nicht so sehr »Tasso«, als der Leopoldsorden, den er vom Kaiser Franz erhalten hat.

Und wie fühlt sich Goethe, wenn in dem Sockel seines Standbildes eine Schenkungsurkunde liegt,

die Herr Edgar von Spiegl persönlich verfaßt hat? Das ist beileibe kein Scherz. Da es sich eben um eine Schenkungsurkunde handelte, glaubte man füglich mit deren Abfassung den Präsidenten der »Concordia« betrauen zu müssen, und bei Herrn v. Spiegl, der früher Fremdenführer in Budapest war, konnte man natürlich auch eine Vertrautheit mit Monumenten voraussetzen. Wenn einem aber trotzdem der Gedanke die Zornesröte in die Wangen treibt, daß der Olympier hierzulande auf einem von Herrn Spiegl beschriebenen Papier Platz nehmen muß, so fühlt man sich wieder bei der Vorstellung der sitzenden Stellung, die der Bildhauer dem alten Goethe gab, einigermaßen versöhnt. Und aus dem Vorwurfe, daß er nicht Deutsch könne, wird sich Herr Spiegl, der von einer »in den Herzen aller Bewohner entzündeten Wärme« spricht, und von einem »Erz, das dem Sturm trotzt« gewiß nicht viel machen. Er fühlt sich darin Goethen wahlverwandt, dem ja auch, wenn ich nicht irre, von Klopstock, nachgesagt wurde, daß er die deutsche Sprache nicht kenne. Und ward der Weimaraner von Börne ein Fürstendiener gescholten, so mag er sich heute die Gesellschaft eines Fürstinnendieners, der Blumenkorsos arrangieren hilft, gefallen lassen.

Der bronzene Gast scheint sich trotz allen Unbilden der Witterung und des Liberalismus auf der Ringstraße wohl zu fühlen. Mit seinen sehenden Dichteraugen hat er die »innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe« derer erschaut, die ihn am Tage seiner Ankunft lärmend umgaben. Sie wollten in der Zeitung genannt werden; und jetzt, da sie sich befriedigt verzogen haben, hat er seine Ruhe wieder. Man befreie ihn nur noch von den Kränzen, die zu seinen Füßen niedergelegt wurden. Die »Concordia« hat ihn seiner Unsterblichkeit versichert, und neben ihrem Blumengewinde liegt ein Kranz, dessen Schleifen die sinnige Widmung tragen: »Die in Wien lebenden Freimaurer ihrem großen Bruder Goethe«. Selbst diese Anrede hat Goethe nicht aus der Fassung gebracht; mich hat sie erschüttert. Da ich nun weiß, daß die Löwy und Stern einem Goethe nahestehen, ändert sich wohl die Richtung meines Kampfes. Ich werde mit den Wortführern unserer öffentlichen Meinung künftig vorsichtiger sein müssen. Greife ich einen von ihnen an, so geht er hin und sagt es seinem großen Bruder...

DIE GOETHE-BELEIDIGUNG

Dezember 1900

Die Liberalen der Inneren Stadt haben einen Erfolg zu verzeichnen, der ihnen in den Tagen des Wahlkampfes zustatten kommt. Der bronzene Goethe, der jetzt die treue Wacht neben einem Bankierpalast auf der Ringstraße hält, hat sich ohne Murren in die Reihen ihrer Parteigenossen aufnehmen lassen. Und es war, da sie ihn enthüllten, ein »Fest des Fortschritts und der Aufklärung für Wien«. So wenigstens haben die großen Organe, die den Freisinn dieser Stadt hochhalten, behauptet, und wer gläubig die festlichen Leitartikel las, konnte keinen Moment im Zweifel sein, daß Goethe heute sich freudig zu den Anschauungen der Benedikt, Wilhelm Singer und Frischauer bekennen und, da er sichs an der Bekämpfung des Herrn Dr. Lueger nicht genügen ließe, dem Reichsrat als Hospitant der »Deutschen Fortschrittpartei« beitreten müßte. Es herrschte geradezu eine Stimmung, als ob ein Prix-Denkmal enthüllt worden wäre; beständig ward in Molltönen wehmutvoller Entsagung an die Zeiten erinnert, da Wien »noch eine Kultur besaß«, und das ‚Neue Wiener Tagblatt' versicherte, die Fertigstellung der Denkmäler Goethes und Gutenbergs mute an wie ein Gruß aus dem »alten fortschrittlichen und idealen Wien«. Aber die Zeitungsleute empfanden Goethe bloß als Kontrast zu dieser Stadt, »in der rückschrittliche Mächte so überstark geworden sind«, nicht als Kontrast zu sich selbst. Die Presse hatte ja, wie Herr Singer meinte, in diesen Tagen allen

Anlaß, »sich ihres viel angefeindeten, von Kurzsichtigen, Toren und Böswilligen sogar gehaßten Berufes zu erfreuen«; denn »Licht zu verbreiten durch Gutenberg im Sinne Goethes ist ihre Mission«. Nun, es mag dahingestellt bleiben, ob das ‚Neue Wiener Tagblatt' etwa auch dem Geiste des Goetheschen Liebeslebens nahekommt, wenn es an jedem jungen Tag verkündet, wo die bequemsten und billigsten Absteigquartiere zu haben sind. Aber daß das Andenken Gutenbergs bei einer Journalistik zu besonderen Ehren kommt, die so vieles gegen Bezahlung nicht dem Drucke überliefert, ist gewiß bestreitbar. Sei dem wie immer, das ‚Neue Wiener Tagblatt' bleibt dabei, daß »nur die Freisinnigen dieser Stadt vom Dichter und vom Erfinder sagen dürften: Sie sind unser.«

Gegen die rührende Zuversicht, daß Goethe, wenn er heute auferstünde, zum Noske und nicht zum Bielohlawek stieße, läßt sich ernstlich nichts ins Treffen führen. Aber fühlt man sich nicht doch versucht zu glauben, daß er einer Gesinnung, die seinen Namen für die schäbigsten Geschäfts- und Parteizwecke mißbraucht, selbst noch die »Reaktion« vorziehen würde? Oh, sie werden nie und nimmer auf den Kinderglauben an Kultur und Aufklärung verzichten! Aber während Phrasen gedroschen werden, beschäftigt sich die Wiener Bevölkerung damit, ebensowenig Beziehungen zu Goethe zu unterhalten wie irgend eine andere Bevölkerung. Sie wäre indes einem Dichter, der in solchem Wahn selbst nie befangen war, noch immer lieber als eine Gesellschaftsschicht, die sich Beziehungen zu ihm anmaßt und der in Wahrheit Plusmacherei hundertmal über alles kulturelle Streben geht. Und wenn die Menge — sie ist heute wohl nicht schlechter und stumpfsinniger, als sie es im goldenen Zeitalter der liberalen Kommunalwirtschaft war — ihr Wissen um Goethe ausschließlich in dem Refrain ausdrückt: »Das hat ka Goethe g'schrieben ...«, so scheint es mir im Grunde immer noch besser, wenigstens zu

wissen, was Goethe nicht geschrieben hat, als mit einer Scheinbildung zu protzen und die Leitartikelphrasen derer nachzusprechen, die gewiß nicht wissen, was Goethe geschrieben hat. Ist es ohnehin schon grotesk, wenn die Herren Bacher und Benedikt fortwährend das »Deutschtum« im Munde führen, so muß man es wohl als den Gipfelpunkt der Tollheit betrachten, wenn sich diese Gesellschaft am Goethe-Tage zu der Versicherung versteigt, sie fühle sich »von dem Geläute deutscher Feiertagsglocken umbraust«. Was sie sich nur unter dem »Goetheschen Geist« vorstellen mögen, von dem der »unholde, brutale, demagogische Geist« dieser Stadt so sehr verschieden sei! Glauben sie wirklich, daß er Geist von ihrem Geiste ist? Oder ist nicht, was sie den Geist Goethes heißen, »im Grund der Herren eigner Geist«? Und wenn die ‚Neue Freie Presse' vor einem Standbild von der »Macht der Ideale« spricht, denen sie nun mit bestärkter Zuversicht »nachstreben« werde, so mag man einen Augenblick auch vermuten, es sei ein Denkmal für Bontoux oder Ofenheim enthüllt worden, dessen Anblick einen Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' mit Recht feierlich stimmen und mit Zuversicht erfüllen könnte ...

»Aber es wird uns durchzucken: Er ist unter uns gegenwärtig. Er sieht uns! Und, schamhaft und forschend, werden Manche sich fragen, ob es seines Anblickes würdig sei, was wir zur Betrachtung ihm darbieten, ihm, vor dessen sehenden Dichteraugen unsere innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe wie ein durchsichtiges Uhrwerk offen daliegen«. Ich konnte nicht umhin, zu zitieren, was der Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse' bei Besprechung des Hellmerschen Werkes über die Beziehungen Goethes zu denen, die ihm heute huldigen, gesagt hat. Er ist offenbar nicht nur Mitarbeiter, sondern auch Leser der ‚Neuen Freien Presse'. Und der Bericht, den das Blatt über die Enthüllung des Goethe-Denkmals gebracht hat, mag ihn am kräftigsten

zu so nachdenklicher Betrachtung angeregt haben. Was konnten wir diesem Goethe, da er an sonnigem Wintertage den ersten Blick auf die Ringstraße tat, bieten? Womit feierten wir das Wiedersehen mit dem Olympier, dessen Geist erst seit der Bürgermeisterschaft des Herrn Strobach aus unserer Mitte gewichen ist? Ich überblicke den Bericht und sehe zwei Namen gesperrt gedruckt: Goethe — der mußte natürlich bei dieser Gelegenheit »u. a.« genannt werden — und ein Lokaljournalist. Und wer hat außer diesem im Namen des geistigen Wien dem Gewaltigen gehuldigt? Der emeritierte Börsenredakteur der ‚Neuen Freien Presse', der einst dem unduldsamen Chef mit den historisch gewordenen Worten den Rücken kehrte: »Ich hab' genug!« Und die Festrede vor dem Denkmal, dessen Errichtung bekanntlich auch einen Erfolg des »Deutschtums« in Österreich bedeutet, hielt der Freiherr von Bezecny, jener Würdenträger, dessen Beziehungen zur Kunst darin begründet sind, daß er es als Klavierspieler in aristokratischen Salons bis zum Intendanten der Hoftheater gebracht hatte. Mit dieser Vergangenheit schien Herr Baron Bezecny wie kein zweiter Mann in Österreich geeignet, als Obmann eines Goethe-Denkmalkomitees zu fungieren, und in solcher Eigenschaft trat er jetzt beherzt vor, rühmte Goethe eine »glühende Begeisterung für die Kunst« nach und versicherte, der gefeierte Dichter gehöre zu jenen Auserwählten, die »mit ihrem Glanze oft ganze Gebiete erhellen«. Der Kreis, der ihn genießend und verstehend umgab, sei anfänglich, so meinte der Redner mit offenkundigem Bedauern, ein enger gewesen; aber schließlich weitete er sich so aus, daß Goethe nicht nur den »Gebildeten der verschiedenen Nationen«, sondern auch Herrn Baron Bezecny bekannt wurde. Was Österreich an Goethe besonders schätzen muß, ist nach dem Gedankengange des Festredners nicht so sehr »Faust«, als seine Bekanntschaft mit der Kaiserin Maria Ludovica, die ihn eines persönlichen

Verkehres »würdigte«, nicht so sehr »Iphigenie«, als sein wiederholter Aufenthalt in Karlsbad, und nicht so sehr »Tasso«, als der Leopoldsorden, den er vom Kaiser Franz erhalten hat.

Und wie fühlt sich Goethe, wenn in dem Sockel seines Standbildes eine Schenkungsurkunde liegt, die Herr Edgar von Spiegl persönlich verfaßt hat? Das ist beileibe kein Scherz. Da es sich eben um eine Schenkungsurkunde handelte, glaubte man füglich mit deren Abfassung den Präsidenten der »Concordia« betrauen zu müssen, und bei Herrn v. Spiegl, der früher Fremdenführer in Budapest war, konnte man natürlich auch eine Vertrautheit mit Monumenten voraussetzen. Wenn einem aber trotzdem der Gedanke die Zornesröte in die Wangen treibt, daß der Olympier hierzulande auf einem von Herrn Spiegl beschriebenen Papier Platz nehmen muß, so fühlt man sich wieder bei der Vorstellung der sitzenden Stellung, die der Bildhauer dem alten Goethe gab, einigermaßen versöhnt. Und aus dem Vorwurfe, daß er nicht Deutsch könne, wird sich Herr Spiegl, der von einer »in den Herzen aller Bewohner entzündeten Wärme« spricht, und von einem »Erz, das dem Sturm trotzt« gewiß nicht viel machen. Er fühlt sich darin Goethen wahlverwandt, dem ja auch, wenn ich nicht irre von Klopstock, nachgesagt wurde, daß er die deutsche Sprache nicht kenne. Und ward jener von Börne ein Fürstendiener gescholten, so mag er sich heute die Gesellschaft eines Fürstinnendieners, der Blumenkorsos arrangieren hilft, immerhin gefallen lassen.

Der bronzene Gast scheint sich denn auch trotz allen Unbilden der Witterung und des Liberalismus auf der Ringstraße wohl zu fühlen. Mit seinen sehenden Dichteraugen hat er die »innersten Triebfedern und geheimsten Beweggründe« derer erschaut, die ihn am Tage seiner Ankunft lärmend umgaben. Sie wollten in der Zeitung genannt werden; und jetzt, da sie sich befriedigt verzogen haben, hat er seine Ruhe wieder.

Man befreie ihn nur noch von den Kränzen, die zu seinen Füßen niedergelegt wurden. Die »Concordia« hat ihn seiner Unsterblichkeit versichert, und neben ihrem Blumengewinde liegt ein Kranz, dessen Schleifen die sinnige Widmung tragen: »Die in Wien lebenden Freimaurer ihrem großen Bruder Goethe«. Selbst diese Anrede hat Goethe nicht aus der Fassung gebracht. Mich hat sie erschüttert. Und da ich nun weiß, daß die Löwy und Stern einem Goethe nahestehen, ändert sich wohl die Richtung meines Kampfes. Ich werde mit den Wortführern unserer öffentlichen Meinung künftig vorsichtiger sein müssen. Denn greife ich einen von ihnen an, so geht er hin und sagt es seinem großen Bruder!

R—1

HERR JARNO

Februar 1906

Gegenüber dem Andrang markanter Wiener Individualitäten, die der kritischen Behandlung harren, hab ich, um jeder zu ihrer Zeit gerecht zu werden, keine zu übersehen und alle zu überblicken, die Methode gefunden: Abwarten, bis eine Gerichtsverhandlung kommt! Sie kommt nämlich immer. Und entweder ist dann der Angeklagte oder der Richter, der Verteidiger oder der Staatsanwalt die längst für die kritische Judikatur vorgemerkte Persönlichkeit. Diesmal ist's der Angeklagte und heißt Josef Jarno. Der Gerichtssaalbericht als Behelf der Erinnerung sagte mir, daß die publizistische Beschäftigung mit Herrn Jarno dringend sei. Die Berichte demütiger Theatersklaven, die ihr Gejammer in die Bitte um Diskretion ausklingen lassen, die Aussagen von Zeugen, die »nicht genannt« sein wollen, die Beschwerden jener Ärmsten, die aus einer Misère herauskommen, aber in keine Affäre »hineinkommen« möchten, konnten mich bis heute zu keiner publizistischen Äußerung über Herrn Jarnos Betragen bestimmen. Mein Untersuchungsapparat entbehrt jenes Zwanges zur Wahrhaftigkeit, dem gerichtliche Zeugenaussagen auch dann nachgeben müssen, wenn ein Theatertyrann angeklagt ist. Jedenfalls nachgeben müßten, wenn ein nicht allzu naiver Richter sie zu hören wünscht. Aber selbst das aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Zeugen gerettete Endchen Wahrheit, das eine Gerichtsverhandlung offenbart, ermöglicht schon die publizistische Urteilsfällung.

Herr Jarno zählt zu den überschätztesten Persönlichkeiten des Wiener Kunstlebens. Er ist einer der fähigsten Wiener Theaterdirektoren, dank der besonderen Unfähigkeit anderer Wiener Theaterdirektoren. Seine besondere Fähigkeit bewährt er in der Tatkraft zur Erhaltung eines unverdienten Rufes. Dem Mann, der fast in jeder Wiener Redaktion einen Autor sitzen hat, konnte es an kritischer Förderung nicht fehlen, und er hat den Herren durch die Entziehung der Freilogen nur imponiert, wenn er durch deren Verkauf ihre Tantièmen mehrte. Die Geriebenheit eines Händlers mit Theaterwerten, der Strindberg zum Selbstkostenpreis gibt, wenn er an Buchbinder verdient hat, gilt in Wien für »wundervollen Flair«. Die Geschicklichkeit des Schauspielers Jarno ist Mangel an Persönlichkeit, die Geschicklichkeit des Regisseurs schnurgerade Routine. Wenn ich Herrn Jarnos Farblosigkeit, in deren Bewunderung die literarische Kritik Wiens ihren Bilderreichtum ausgibt, sinnfällig machen wollte, müßte ich unbedingt zu der Parallele greifen, er spiele so, wie der Herausgeber der ‚Zeit', Herr Kanner schreibt, wobei ich dann auch an die Verwandtschaft ihrer temperamentlosen Grobheit im Verkehr mit den Angestellten dächte. Wer sich an die Darstellung des Marquis von Keith erinnert, in der Herr Jarno von der »Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb« den Philosophen schuldig blieb und den Pferdedieb zu einem Roßtäuscher verdarb, weiß, was er von dieser schauspielerischen Physiognomie zu halten hat, die eben noch kapabel ist, ihre Leblosigkeit als »Schlichtheit« wirken zu lassen. Aber schließlich versteht Herr Jarno als Schauspieler so gut wie als Regisseur und Theaterkaufmann sein Handwerk, und er wäre in allen diesen Berufen gewiß eine erfreuliche Erscheinung neben Herrn Weisse, wenn die Literaturkritik zwischen Wien und Berlin sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, ihn zum »literarischen Direktor« auszurufen. Weil er »Was ihr wollt« als die Devise seines dramatischen Warenhauses erwählt hat; weil er mit der rechten Hand das Werk Shakespeares ~~zu~~ Provinzeffekten bringt und mit der Hand, die seinem Herzen näher ist, das Werk Buchbinders zu einer künstlerischen Sensation macht. Aber Girardi konnte von Herrn Jarno bloß mißbraucht, nicht mehr entdeckt werden,

und die tüchtige Frau Niese, deren Chargentalent mit der echten Humorfülle jenes Künstlers nicht in einem Atem genannt werden sollte und deren Popularität nicht so sehr in der Wiener Volksseele wie in der Wiener Redaktionsseele wurzelt, war eine geschätzte, nur nicht ganz so preßverwöhnte Komikerin, ehe sie Frau Jarno wurde. Die besten Kräfte seines Ensembles, Maran, Frau Pohl-Meiser und Herrn Straßny, hat der literarische Direktor von seinem Vorgänger, einem Theateragenten, übernommen, ihnen kaum zwei oder drei neue Talente gesellt. Aber Herr Jarno hat nicht nur die Notizenschreiber, sondern auch die Literaturrichter in der Tasche, und selbst die Feuilletonlyriker rücken aus, um seine Herrlichkeit zu preisen, und, weil er das Jantsch-Theater gepachtet hat, sinnige Beziehungen zwischen der Praterlandschaft und seiner Geschäftstüchtigkeit herzustellen. Ein Herr, der ein Drama unter dem Herzen trägt und darum so lyrische Töne zum Preise eines Direktors findet, sucht uns einzureden, daß der Pächter des Jantsch-Theaters sich vom Nachtigallenruf bestimmen ließ, als er den geeigneten Platz für eine Lustspielbühne suchte. Auf »Taxushecken, Brunnenrauschen und Fliederduft«, die das Schloßtheater in Schönbrunn als den charmantesten Rahmen für ein Theatergeschäft erscheinen lassen, mußte leider verzichtet werden, da aber ein Lustspieltheater »in einem pochenden Mittelpunkt« nicht stehen darf — Herr Jarno hätte das Haus des Deutschen Volkstheaters wahrscheinlich nicht geschenkt genommen — blieb nur der Wurstelprater übrig. Früher hieß es Jantsch-Theater und ward — trotz einer Aufführung »Julius Cäsars« — in Notizen abgetan; jetzt sagt man im Feuilleton, »ein liebenswürdiges Heim liebenswürdiger Plauderdinge blinke uns entgegen«. Und das alles um des frischen Anstrichs willen. Als Herr Jantsch, auch ein Routinier, das Haus übernahm, war's ein Theater wie ein anderes. Jetzt wird der sinnige Vergleich gefunden: »In blanken Farben, auf offenem Platz, wie es dem echten Komödienhause, der echten Komödie geziemt, grüßt das Theater: frei und aufrecht ist auch der Mann, der diesem heiteren Werke gebietet«. Der Lyriker, der das Ressort »Jarno« in der ‚Neuen Freien Presse' hat, macht noch weitere Entdeckungen: »Ein Österreicher — wär' ihm sonst der bewegliche Lustspielsinn zu eigen? — ist Josef Jarno vor ein paar Jahren aus dem Reiche heimgekehrt und wieder bei uns gelandet«. In Wahrheit ist aber Herr Jarno ursprünglich aus Ungarn gekommen und auf dem Umweg über das Reich bei uns gelandet, und den Budapestern ist bekanntlich der bewegliche Lustspielsinn so sehr zu eigen wie der Familienname. »Fürwahr«, ruft der Lyriker, dem von der Jarno-Reklame der letzten sechs Jahre noch nicht übel ist, ungeduldig: »zu seinem Lobe muß einmal ein deutliches Wort gesprochen worden«.

Aber die Erzverlogenheit, die einem uralten Theaterbau dem neuen Direktor zuliebe nachzusagen wagt, er sei »ganz nahe wehenden Buchen und der Heimlichkeit einsamer Wege in diesem Frühjahr aus dem Pratergrunde hervorgeschossen«, findet kein »deutliches Wort«, wenn sich eines Tages herausstellt, daß das »allerliebst zierliche Theaterchen« auch unweit von einem Bezirksgericht liegt, und breitet über Herrn Jarnos Gang dahin den Schleier, den die Heimlichkeit einsamer Wege verlangt. Den Glauben, daß Herr Jarno »der Typus des modernen Menschen in dem erfreulichsten Sinne, einer von denen, die unserer Vaterstadt not tun«, ist, darf uns auch das Ergebnis der Gerichtsverhandlung nicht nehmen. In der Tat wurde bewiesen, daß der Mann »voll gespannter Energien, tapfer und tatentüchtig« ist. Er sagte nämlich einem jungen Mädchen, das bei ihm für erste Rollen mit einer Monatsgage von 120 Gulden engagiert ist, daß sie ein »Dreck« sei

und ein »Gefrieß« habe, und stieß sie mit einem Fußtritt zum Hause hinaus.

Wer der fürchterlichen Verbürgerlichung der Theaterkunst nicht das Wort spricht, wird ihr — zu ihrem Heil — die Wohltat verminderter Empfindlichkeit in Ehrendingen zuerkennen. In einem Theaterprozeß, den ich einst führte, habe ich die Behauptung gewagt, daß es auch eine Bühnenperspektive für Ehrenworte gibt. Die Entrüstung der beteiligten Theaterkreise wehrte sich gegen solche Zumutung; und ich ward verurteilt. Im Prozeß Jarno meinten die Bediensteten des Angeklagten, daß man die Ehrenbeleidigungen beim Theater nicht tragisch nehme. Ein Regisseur, der sich als einen Ausbund von Höflichkeit empfahl, erklärte als Sachverständiger, er wäre bis heute nicht aus dem Arrest herausgekommen, wenn man ihn für all die Schimpfworte, die ihm auf Proben entfuhren, gerichtlich belangt hätte. Auf den — inzwischen zum Zivilgericht versetzten — Richter schien solches Gerede, gegen das die Theaterleute mit vollem Recht protestieren, Eindruck zu machen. Auch die Aussage abhängiger Zeugen, die den Fußtritt nicht gesehen haben wollten. Er hätte den Herrschaften scharf ins Gesicht sehen, ihnen bedeuten müssen: daß sie sich der Aussage entschlagen können, wenn sie ihnen zum Schaden gereicht, daß sie aber, wenn sie sprechen, nicht glauben dürfen, sie unterständen auch vor Gericht der Regiegewalt des Herrn Jarno. Mit der Theatergrobheit steht's nämlich so: Der szeneführenden Persönlichkeit ist sie gestattet. Kein Schauspieler und gewiß keine Schauspielerin empfindet die Energie, mit der ein Temperament sich mitzuteilen, mit der es die Unfertigkeit aufzupeitschen sucht, als Kränkung. Was aber für einen Albert Heine gilt, unter dessen Schlägen der tote Stein Funken sprüht, gilt nicht für den Herrn Groß, dessen uninteressante Strenge wohl jeder Schauspieler mit Unbehagen empfinden wird. Und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß auch Herrn Jarno die suggestive Kraft fehlt, ohne die die Grobheit unerträglich ist. Sonst hörte man nicht, seitdem er bei uns »gelandet« ist, an jedem Tag neue Klagen seiner Leute, die sich nie künstlerisch erzogen, sondern immer nur angeschrien fühlen. Was selten genug im Reiche der Bühnengewaltigen als eine Art sadistischer Kraftübertragung wirkt, wirkt allzuhäufig als Ehrenbeleidigung. Die produktive Grobheit fördert bei der Schauspielerin die Weiblichkeit zu Tage, die unproduktive vermännlicht sie und weckt das Ehrgefühl, daß eine Schauspielerin gegenüber solcher Behandlung einmal den Mut hatte, die Kränkung öffentlich zu bekennen, dafür verdient sie den Dank ihrer engeren Kollegen und ihrer Kolleginnen auf allen Bühnen Deutschlands und Österreichs. Sie, die dem Publikum die »Salondamen« servieren müssen, werden hinter den Kulissen ausgebeutet, gehunzt und getreten, ob sie nun willfährig sind oder geschickt genug, zwischen den Wünschen sämtlicher Direktoren, Sekretäre, Regisseure, Agenten, Inspizienten und Preßbengel hindurchzukommen. Auch für die Berührung des Gagenthemas mag man der Klägerin dankbar sein, zumal da es sich um die Belastung eines Theaterleiters handelt, dem bekanntlich die Förderung der modernen Kunst über das Geschäft geht. Die Theaterkasse wird gewiß nie das Luxusbedürfnis einer Schauspielerin decken können, wohl aber die Grenze einhalten müssen, bei der die Kuppelei beginnt. Daß Theaterdamen sich bei Aushältern und »Aufführfrauen« einen Nebenverdienst holen, sei ihre Privatangelegenheit, und nie sollten die literarischen Aufführherren die Verantwortung dafür tragen müssen. Jedenfalls bleibt die eines modernen Direktor und Shakespeare-Entdeckers würdige Tatsache, daß die Dame, deren Toiletten für die Hauptrolle in »Was ihr wollt« 1500 Kronen kosten, 240 Kronen Monatsgage bezieht.

Welch eine Gerichtsverhandlung! Der Richter, der einmal einen Viehhändler wegen Beleidigung eines Viehhändlers zu mehreren Monaten strengen Arrests verurteilt hat, sanktionierte den Viehhändlerton gegenüber einer Dame und verurteilte Herrn Jarno, dem der Ministerialerlaß über die Beleidigungsstrafen unnützen Schreck eingejagt hatte, zu einer Geldstrafe von 50 Kronen. Des Fußtritts konnte er Herrn Jarno nicht für »fähig« halten! Das Fräulein hat ihn gespürt, aber der Richter will sich den Glauben an die Menschheit bewahren. Er verurteilte den Angeklagten bloß wegen der Bezeichnung »Dreck« und des Zurufs »Ich schmeiße Sie hinaus!« »In dem Ausdruck ‚Gefrieß' erblickte der Richter« — so sagt der Gerichtssaalbericht kommentarlos — »eine Kritik«. Ob einer der Zuhörer von dem Recht der Kritik auf der Stelle Gebrauch gemacht und dem Richter zugerufen hat, er möge doch kein solches Gefrieß schneiden, wenn ihm ein so lichtvolles Urteil gelungen sei, meldet keine Zeitung. Leider erfahren wir auch nicht, welche Einsicht die Strafmilderung eigentlich bewirkt hat. Nur in der Verantwortung des Herrn Jarno finden wir eine Stelle, die einen Fingerzeig gibt: »Der Herr Richter begreift, daß ein Regisseur, der im Jantsch-Theater das Wagnis durchführt, Shakespeare aufzuführen, eine gewisse Erregung fühlt.« Die ganze Welt begreift es. Shakespeare würde sagen, »des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste, dies Weltgebäu erzittert«, weil das unerhörte Wagnis, ein tantièmenfreies Stück aufzuführen, vollbracht ward. Man erinnert sich zwar nicht mehr, ob auch der selige Jantsch getobt hat, als er »Julius Cäsar« aufführte und noch dazu an einem Abend, der auf dem Theaterzettel nicht ausdrücklich als »Literarischer Abend« angekündigt war. Aber man weiß, daß Herr Jarno mit ganz anderen Nerven bei der Sache ist. Er muß sich, der Heraufkömmling aus Ungarns Gefilden, der Unsichere, täglich den Glauben an seine literarische Sendung festigen. Der geborene Finder einer neuen Theaterkultur würde sich's an Strindberg genügen lassen. Herr Jarno braucht Shakespeare zur Stärkung seines Selbstbewußtseins. Herr Jarno bietet, was gut und nicht zu teuer ist. Nach außen: Was ihr wollt. Innen: Viel Lärm um nichts ...

Herr Jarno.

Gegenüber dem Andrang markanter Wiener Individualitäten, die der kritischen Behandlung harren, habe ich, um jeder zu ihrer Zeit gerecht zu werden, keine zu übersehen und alle zu überblicken, die Methode gefunden: Abwarten, bis eine Gerichtsverhandlung kommt! Sie kommt nämlich immer. Und entweder ist dann der Angeklagte oder der Richter, der Verteidiger oder der Staatsanwalt die längst für die kritische Judikatur vorgemerkte Persönlichkeit. Diesmal ist's der Angeklagte und heißt Josef Jarno. Der Gerichtssaalbericht als Behelf der Erinnerung sagte mir, daß die publizistische Beschäftigung mit Herrn Jarno dringend sei. Die Berichte demütiger Theatersklaven, die ihr Gejammer in die Bitte um Diskretion ausklingen lassen, die Aussagen von Zeugen, die »nicht genannt« sein wollen, die Beschwerden jener Ärmsten, die aus einer Misère herauskommen, aber in keine Affäre »hineinkommen« möchten, konnten mich bis heute zu keiner publizistischen Äußerung über Herrn Jarno's Betragen bestimmen. Mein Untersuchungsapparat entbehrt des Nachdrucks, dem die Wahrheit gerichtlicher Zeugenaussagen auch dann nachgeben muß, wenn ein Theatertyrann angeklagt ist. Jedenfalls nachgeben müßte, wenn ein nicht allzu naiver Richter sie zu hören wünscht. Aber selbst das aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Zeugen gerettete Endchen Wahrheit, das eine Gerichtsverhandlung offenbart, ermöglicht schon die publizistische Urteilsfällung.

Herr Jarno zählt dank der besonderen Unfähigkeit anderer Wiener Theaterdirektoren zu den überschätztesten Persönlichkeiten des Wiener Kunstlebens. Seine besondere Fähigkeit bewährt er in der Erhaltung eines unverdienten Rufes. Dem Mann,

der fast in jeder Wiener Redaktion einen Autor sitzen hat, konnte es an kritischer Förderung nicht fehlen, und er hat den Herren durch die Entziehung der Freilogen nur imponiert, wenn er durch deren Verkauf ihre Tantièmen mehrte. Die Geriebenheit eines Händlers mit Theaterwerten, der Strindberg zum Selbstkostenpreis gibt, wenn er an Buchbinder verdient hat, gilt in Wien für »wundervollen Flair«. Die Geschicklichkeit des Schauspielers Jarno ist Mangel an Persönlichkeit, die Geschicklichkeit des Regisseurs schnurgerade Routine. Wenn ich Herrn Jarno's Farblosigkeit, in deren Bewunderung die literarische Kritik Wiens ihren Bilderreichtum ausgibt, sinnfällig machen wollte, müßte ich unbedingt zu der Parallele greifen, er spiele so, wie Herr Kanner schreibt, wobei ich dann auch an die Verwandtschaft ihrer temperamentlosen Grobheit im Verkehr mit den Angestellten dächte. Wer sich an die Darstellung des Marquis von Keith erinnert, in der Herr Jarno von der »Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb« den Philosophen schuldig blieb und den Pferdedieb zu einem Roßtäuscher verdarb, weiß, was er von dieser schauspielerischen Physiognomie zu halten hat, die eben noch kapabel ist, ihre Leblosigkeit als »Schlichtheit« wirken zu lassen. Aber schließlich versteht Herr Jarno als Schauspieler so gut wie als Regisseur und Theaterkaufmann sein Handwerk, und er wäre in allen diesen Berufen gewiß eine erfreuliche Erscheinung neben Herrn Weisse, wenn die Literaturkritik zwischen Wien und Berlin sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, ihn zum »literarischen Direktor« auszurufen. Weil er »Was ihr wollt« als die Devise seines dramatischen Warenhauses erwählt hat; weil er mit der rechten Hand das Werk Shakespeare's zu Provinzeffekten bringt und mit der Hand, die seinem Herzen näher ist, das Werk Buchbinder's zu einer künstlerischen Sensation macht. Aber Girardi konnte von Herrn Jarno bloß mißbraucht, nicht mehr ent-

deckt werden, und die tüchtige Frau Niese, die nicht ganz so tief in der Wiener Volksseele wurzelt wie der Reklamelärm glauben machen möchte, war eine beliebte, nur nicht ganz so preßverwöhnte Komikerin, ehe sie Frau Jarno wurde. Die besten Kräfte seines Ensembles, Maran, Frau Pohl-Meiser und Herrn Straßny, hat der literarische Direktor von seinem Vorgänger, einem Theateragenten, übernommen, ihnen kaum zwei oder drei neue Talente gesellt. Aber Herr Jarno hat nicht nur die Notizenschreiber, sondern auch die Literaturrichter in der Tasche, und selbst die Feuilletonlyriker rücken aus, um seine Herrlichkeit zu preisen und, weil er das Jantsch-Theater gepachtet hat, sinnige Beziehungen zwischen der Praterlandschaft und seiner Geschäftstüchtigkeit herzustellen. Herr ~~Paul Wertheimer~~, der ein Drama unter dem Herzen trägt und darum so lyrische Töne zum Preise eines Direktors findet, sucht uns einzureden, daß der Pächter des Jantsch-Theaters sich vom Nachtigallenruf bestimmen ließ, als er den geeigneten Platz für eine Lustspielbühne suchte. Auf »Taxushecken, Brunnenrauschen und Fliederduft«, die das Schloßtheater in Schönbrunn als den charmantesten Rahmen für ein Theatergeschäft erscheinen lassen, mußte leider verzichtet werden, und »in einem pochenden Mittelpunkt« darf ein Lustspieltheater nicht stehen — Herr Jarno hätte das Haus des Deutschen Volkstheaters wahrscheinlich nicht geschenkt genommen — also blieb nur der Wurstelprater übrig. Früher hieß es Jantsch-Theater und ward — trotz einer Aufführung des »Julius Cäsar« — in Notizen abgetan; jetzt sagt man im Feuilleton, »ein liebenswürdiges Heim liebenswürdiger Plauderdinge blinke uns entgegen«. Und das alles um des bißchens Renovierung willen. ~~Der~~ Bau selbst blieb unverändert. Aber als Herr Jantsch, auch ein Routinier, das Haus übernahm, war's ein Theater wie ein anderes. Jetzt wird der sinnige Vergleich gefunden: »In blanken Farben, auf offenem

Platz, wie es dem echten Komödienhause, der echten Komödie geziemt, grüßt das Theater: frei und aufrecht ist auch der Mann, der diesem heiteren Werke gebietet«. Der Lyriker, der das Ressort »Jarno« in der ‚Neuen Freien Presse' hat, macht noch weitere Entdeckungen: »Ein Österreicher — wär' ihm sonst der bewegliche Lustspielsinn zu eigen? — ist Josef Jarno vor ein paar Jahren aus dem Reiche heimgekehrt und wieder bei uns gelandet«. In Wahrheit ist aber Herr Jarno ursprünglich aus Ungarn gekommen und auf dem Umweg über das Reich bei uns gelandet, und den Budapestern ist bekanntlich der bewegliche Lustspielsinn so sehr zu eigen wie der Familienname. »Fürwahr«, ruft ~~Herr Wertheimer~~ dem von der Jarno-Reklame der letzten sechs Jahre noch nicht übel ist, ungeduldig: »zu seinem Lobe muß einmal ein deutliches Wort gesprochen werden«.

Aber die Erzverlogenheit, die einem uralten Theaterbau dem neuen Direktor zuliebe nachzusagen wagt, er sei »ganz nahe wehenden Buchen und der Heimlichkeit einsamer Wege in diesem Frühjahr aus dem Pratergrunde hervorgeschossen«, findet kein »deutliches Wort«, wenn sich herausstellt, daß das »allerliebst zierliche Theaterchen« auch unweit von einem Bezirksgericht liegt, und breitet über Herrn Jarno's Gang dahin den Schleier, den die Heimlichkeit einsamer Wege verlangt. Den Glauben, daß Herr Jarno »der Typus des modernen Menschen in dem erfreulichsten Sinne, einer von denen, die unserer Vaterstadt not tun«, ist, ~~wird Herrn Wertheimer~~ auch das Ergebnis der Gerichtsverhandlung nicht nehmen. In der Tat wurde bewiesen, daß der Mann »voll gespannter Energien, tapfer und tatentüchtig« ist. Er sagte nämlich einem jungen Mädchen, das bei ihm für erste Rollen mit einer Monatsgage von 120 Gulden engagiert ist, daß sie ein »Dreck« sei und

ein »Gefrieß« habe, und stieß sie mit einem Fußtritt zum Hause hinaus.

Wer der fürchterlichen Verbürgerlichung der Theaterkunst nicht das Wort spricht, wird ihr — zu ihrem Heil — die Wohltat verminderter Empfindlichkeit in Ehrendingen zuerkennen. In einem Theaterprozeß, den ich einst führte, habe ich die Behauptung gewagt, daß es auch eine Bühnenperspektive für Ehrenworte gibt. Die Entrüstung der beteiligten Theaterkreise wehrte sich gegen solche Zumutung; nnd ich ward verurteilt. Im Prozeß Jarno meinten die Bediensteten des Angeklagten, daß man die Ehrenbeleidigungen beim Theater nicht tragisch nehme. Ein Regisseur, der sich als einen Ausbund von Höflichkeit empfahl, erklärte als Sachverständiger, er wäre bis heute nicht aus dem Arrest herausgekommen, wenn man ihn für all die Schimpfworte, die ihm auf Proben entfuhren, gerichtlich belangt hätte. Auf den — inzwischen zum Zivilgericht versetzten — Richter schien solches Gerede, gegen das die Theaterleute mit vollem Recht protestieren, Eindruck zu machen. Auch die Aussage abhängiger Zeugen, die den Fußtritt nicht gesehen haben wollten. Er hätte den Herrschaften scharf ins Gesicht sehen, ihnen bedeuten müssen: daß sie sich der Aussage entschlagen können, wenn sie ihnen zum Schaden gereicht, daß sie aber, wenn sie sprechen, nicht glauben dürfen, sie unterständen auch vor Gericht der Regiegewalt des Herrn Jarno. Mit der Theatergrobheit steht's nämlich so: Der szeneführenden Persönlichkeit ist sie gestattet. Kein Schauspieler und gewiß keine Schauspielerin empfindet die Energie, mit der ein Temperament sich mitzuteilen, mit der es die Unfertigkeit aufzupeitschen sucht, als Kränkung. Was aber für einen Albert Heine gilt, gilt nicht für den Herrn Groß, dessen uninteressante Strenge wohl jeder Schauspieler mit Unbehagen empfinden wird. Und es unterliegt gar

keinem Zweifel, daß auch Herrn Jarno die suggestive Kraft fehlt, ohne die die Grobheit unerträglich ist. Sonst hörte man nicht, seitdem er bei uns »gelandet« ist, an jedem Tag neue Klagen seiner Leute, die sich nie künstlerisch erzogen, sondern immer nur angeschrieen fühlen. Was selten genug im Reich der Bühnengewaltigen als eine Art sadistischer Kraftübertragung wirkt, wirkt allzuhäufig als Ehrenbeleidigung. Und daß eine Schauspielerin einmal den Mut hatte, die Kränkung öffentlich zu bekennen, dafür verdient sie den Dank ihrer engeren Kollegen und ihrer Kolleginnen auf allen Bühnen Deutschlands und Österreichs, die dem Publikum immerzu die huldreichste Weiblichkeit servieren müssen und hinter den Kulissen ausgebeutet, gehunzt und getreten werden, ob sie nun willfährig sind oder geschickt genug, zwischen den Wünschen sämtlicher Direktoren, Sekretäre, Regisseure, Agenten, Inspizienten und Preßbengel hindurchzukommen. Auch für die Berührung des Gagenthemas mag man der Klägerin dankbar sein, zumal da es sich um die Belastung eines Theaterleiters handelt, dem bekanntlich die Förderung der modernen Kunst über das Geschäft geht. Die Theaterkasse wird gewiß nie das Luxusbedürfnis einer Schauspielerin decken können, wohl aber die Grenze einhalten müssen, unter der die Kuppelei beginnt. Daß Theaterdamen sich bei Aushältern und »Aufführfrauen« einen Nebenverdienst holen, sei ihre Privatangelegenheit, und nie sollten die Aufführherren die Verantwortung dafür tragen müssen. Jedenfalls bleibt es die eines literarischen Direktors und Shakespeare-Entdeckers würdige Tatsache, daß die Dame, deren Toiletten für die Hauptrolle in »Was ihr wollt« 1500 Kronen kosten, 240 Kronen Monatsgage bezieht.

Welch eine Gerichtsverhandlung! Der Richter, Herr Dr. Drawe, der einmal einen Viehhändler wegen Beleidigung eines Viehhändlers zu mehreren Monaten

strengen Arrests verurteilt hat, sanktionierte den Viehhändlerton gegenüber einer Dame und verurteilte Herrn Jarno, dem der Ministerialerlaß über die Beleidigungsstrafen unnützen Schreck eingejagt hatte, zu einer Geldstrafe von 50 Kronen. Des Fußtritts konnte er Herrn Jarno nicht für »fähig« halten! Das Fräulein hat ihn gespürt, aber der Richter will sich den Glauben an die Menschheit bewahren. Er verurteilte den Angeklagten bloß wegen der Bezeichnung »Dreck« und des Zurufs »Ich schmeiße Sie hinaus!«. »In dem Ausdruck ‚Gefrieß' erblickte der Richter« — so sagt der Gerichtssaalbericht kommentarlos — »eine Kritik«. Ob einer der Zuhörer von dem Recht der Kritik auf der Stelle Gebrauch gemacht und dem Richter zugerufen hat, er möge doch kein solches Gefrieß schneiden, wenn ihm ein so lichtvolles Urteil gelungen sei, meldet keine Zeitung. Leider erfahren wir auch nicht, welche Einsicht die Strafmilderung eigentlich bewirkt hat. Nur in der Verantwortung des Herrn Jarno finden wir eine Stelle, die einen Fingerzeig gibt: »Der Herr Richter begreift, daß ein Regisseur, der im Jantsch-Theater das Wagnis durchführt, Shakespeare aufzuführen, eine gewisse Erregung fühlt.« Die ganze Welt begreift es. »Des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste, dies Weltgebäu erzittert«, weil das unerhörte Wagnis, ein tantièmenfreies Stück aufzuführen, vollbracht ward. Man erinnert sich zwar nicht mehr, ob auch der selige Jantsch getobt hat, als er »Julius Cäsar« aufführte und noch dazu an einem Abend, der auf dem Theaterzettel nicht ausdrücklich als »Literarischer Abend« angekündigt war. Aber man weiß, daß Herr Jarno mit ganz anderen Nerven bei der Sache ist. Er muß sich, der Heraufkömmling aus Ungarns Gefilden, der Unsichere, täglich den Glauben an seine literarische Sendung festigen. Der geborene Finder einer neuen Theaterkultur würde sich's an Strindberg

genügen lassen. Herr Jarno braucht Shakespeare zur Stärkung seines Selbstbewußtseins. Herr Jarno bietet, was gut und nicht zu teuer ist. Nach außen: Was ihr wollt. Innen: Viel Lärm um nichts...

6

2/66

Mut! Wenn wir auch keinen »Nachfolger Nothnagels auf der Lehrkanzel eines Skoda« kriegen können, so haben wir doch den Staub und die Kehrichtwalze, die die Krankheiten wahrlich schneller erzeugen, als der Professor und seine Schule mit ihnen fertig würden.

Sylvesternacht.

Das war eine ~~Sylvesternacht!~~ Die Hölle schien ausgespieen. Die Bande heiliger Ordnung entzwei. Durch die Kärntnerstraße rast ein Bacchuszug. Faune, die bis dahin Hilfsbeamte waren, necken Nymphen, die bis dahin an der Schreibmaschine saßen. Was Hände hat, knutscht; was Lippen hat, küßt: »Das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift«. Lehrer tanzen um einen Kirchturm, ein Bureaukrat sieht ein Einspännerpferd für den Amtsschimmel an und besteigt es, Bürgerfamilien kampieren auf dem Stefansplatz ... Der schrecklichste der Schrecken: Der Philister hat das Dionysische bekommen! »Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei«. Ja, die Prostituierten haben für diese eine Nacht die Kärntnerstraße den Bürgerfamilien geräumt, und infolgedessen ist das Schamgefühl gröblich verletzt worden, ~~ist es zu ärgerniserregenden Auftritten gekommen.~~ Weit und breit kein Wachmann. Sie, die sonst peinlich darauf achten, daß die Blicke der Strichmädchen nicht zu auffallend seien und daß das Angebot nicht zu laut die Nachfrage übertöne, haben heute, wo sich die Ehrbarkeit unzüchtig gebärdet und der Familiensinn, der von Dirnen nicht belästigt sein will, sich austobt, in der Kärntnerstraße nichts zu suchen. Die Polizei ist mit der Prostitution verschwunden, das freie Bürgertum behauptet das Feld. Es ist, als ob die Geistlosigkeit eines ganzen Jahres in dieser Nacht rekapituliert würde. »Ein

älterer Herr drängte sich mit verzweifelten Gebärden durch die Menge, im Jammerton ausrufend: ‚Ich habe meine Schwiegermutter verloren!‘«. »Ein alter Herr hatte seinen Stadtpelz umgekehrt, mit dem Rauhen nach außen.« »Ein junger Mann, elegant gekleidet, ließ sich von einem Dienstmann auf einem Schubkarren fahren.« Jugend und Alter aber vereinigten sich, die Tür eines Wagens, in dem eine kranke Frau und ihre Tochter saßen, mit den Worten aufzureißen: »Außa mit die Menscher!« Das war, wie ~~Schmöckd berichten~~ »nicht der harmlose Wiener Humor mit seiner leichtlebigen Fröhlichkeit«. Wie sich der betätigt, weiß man. Wenn einst an die Vertreter aller Nationen die Frage gestellt werden wird, was sie auf Erden zum Fortschritt der Menschheit beigetragen haben —: der Rechenschaftsbericht des Wieners vor seinem obersten Richter wird ~~(~~ man singt ihn allnächtlich ~~)~~ lauten: »Mir ham an Schampas trunken, a Bier dazu, an Wein . . .« Nichts von dieser bloß der Brieftasche gefährlichen Harmlosigkeit war in der Sylvesternacht zu spüren, in der die wachgewordenen Lebensgeister des Philisteriums die körperliche Sicherheit gefährdet haben. Und die Polizei? Sie hat sich, wie gesagt, bloß um Prostituierte zu kümmern. Und überdies glaubte sie auch deshalb nicht intervenieren zu müssen, weil die Verkehrsstörung, die sie sonst erst arrangieren müßte, bereits im besten Gange war. ~~»Die Schutzleute,« sagt Herr Henry in der deutsch-französischen Einleitung zu seiner Pariser Straßenszene, »sind dort ebenso apathisch wie hier in Wien — vorausgesetzt, daß kein Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht vorhanden ist.«~~ Die Polizei ist bloß zur Stelle, wenn sie ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse‘ ruft. Vor dem rechtfertigte ein »maßgebender Funktionär« am andern Tage die Haltung seiner Behörde. Die Polizei ist unbewußt wie eine schöne Sünderin. »Wir haben mehrfache

übereinstimmende Meldungen, daß es in der Sylvesternacht in der Innern Stadt eine ungewöhnlich große Menschenbewegung und lautes, zuweilen lärmendes Treiben gab«. Doch seien »bei den Sicherheitswachmännern keine Beschwerden vorgebracht worden.« Das klingt plausibel, und die einzigen Beschwerden, die vorgebracht wurden, betreffen auch wirklich bloß die Abwesenheit der Sicherheitswachmänner, bei denen man Beschwerden vorbringen wollte. Der maßgebende Funktionär muß sich ferner dagegen verwahren, daß man behauptet, in der Innern Stadt habe sich »Pöbel« Rendezvous gegeben: »Es war zum Teil elegantes, meist gut bürgerliches Publikum«. Aber müßte sich nicht ~~eigentlich~~ der Pöbel, in dessen Bezirken in der Sylvesternacht musterhafte Ordnung geherrscht haben soll, gegen die Verwechslung verwahren?

Zwei Skizzen*)

von Egon Friedell.

Der Panamahut.

Ich kaufte mir also einen Panamahut. Alle hatten gesagt ich müßte doch endlich einen Panamahut haben. Er kostete sechzig Kronen. Ich setzte ihn auf und begab mich in eine möglichst belebte Straße.

*) Der Verfasser hat sie einigemal im neuen Cabaret »Nachtlicht«, das mit vielen Talenten und gutem Glück die Schaulust des Wiener Publikums gegen die Harthörigkeit des Wiener Publikums verwertet, zum Vortrag gebracht. Mit nicht allzu starkem Erfolg bei den Hörern und bei der Wiener Kritik. Eben darum bringe ich sie zum Abdruck. Daß namentlich die »Bolette« in Kreisen, deren Lebenselement

90/1

8

Sylvesternacht

SYLVESTERNACHT

Jänner 1906

Das war eine Nacht! Die Hölle schien ausgespieen. Die Bande heiliger Ordnung entzwei. Durch die Kärntnerstraße rast ein Bacchuszug. Faune, die bis dahin Hilfsbeamte waren, necken Nymphen, die bis dahin an der Schreibmaschine saßen. Was Hände hat, knutscht; was Lippen hat, küßt: »Das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift«. Volksschullehrer tanzen um einen Kirchturm, ein Bureaukrat sieht ein Einspännerpferd für den Amtsschimmel an und besteigt es, Bürgerfamilien kampieren auf dem Stefansplatz . . . Der schrecklichste der Schrecken: Der Philister hat das Dionysische bekommen! »Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei«. Ja, die Prostituierten haben für diese eine Nacht die Kärntnerstraße den Bürgerfamilien geräumt, und infolgedessen ist das Schamgefühl gröblich verletzt worden. Weit und breit kein Wachmann. Sie, die sonst peinlich darauf achten, daß die Blicke der Strichmädchen nicht zu auffallend seien und daß das Angebot nicht zu laut die Nachfrage übertöne, haben heute, wo sich die Ehrbarkeit unzüchtig gebärdet und der Familiensinn, der von Dirnen nicht belästigt sein will, sich austobt, in der Kärntnerstraße nichts zu suchen. Die Polizei ist mit der Prostitution verschwunden, das freie Bürgertum behauptet das Feld. Es ist, als ob die Geistlosigkeit eines ganzen Jahres in dieser Nacht rekapituliert würde. »Ein älterer Herr drängte sich mit verzweifelten Gebärden durch die Menge, im Jammerton ausrufend: ‚Ich habe meine Schwiegermutter verloren!'«. »Ein alter Herr hatte seinen Stadtpelz umgekehrt, mit dem Rauhen nach außen.« »Ein junger Mann, elegant gekleidet, ließ sich von einem Dienstmann auf einem Schubkarren fahren.« Jugend und Alter aber vereinigten sich, die Tür eines Wagens, in dem eine kranke Frau und ihre Tochter saßen, mit den Worten aufzureißen: »Außa mit die Menschen!« Das war, wie die Schmöcke zugeben, »nicht der harmlose Wiener Humor mit seiner leichtlebigen Fröhlichkeit«. Wie sich der betätigt, weiß man. Wenn einst an die Vertreter aller Nationen die Frage gestellt werden wird, was sie auf Erden zum Fortschritt der Menschheit beigetragen haben —: der Rechenschaftsbericht des Wieners vor seinem obersten Richter wird (man singt ihn allnächtlich) lauten: »Mir ham an Schampas trunken, a Bier dazu, an Wein . . .« Nichts von dieser bloß der Brieftasche gefährlichen Harmlosigkeit war in der Sylvesternacht zu spüren, in der die wachgewordenen Lebensgeister des Philisteriums die körperliche Sicherheit gefährdet haben. Und die Polizei? Sie hat sich, wie gesagt, bloß um Prostituierte zu kümmern. Und überdies glaubte sie auch deshalb nicht intervenieren zu müssen, weil die Verkehrsstörung, die sie sonst erst arrangieren müßte, bereits im besten Gange war. Die Polizei ist bloß zur Stelle, wenn sie ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' ruft. Vor dem rechtfertigte ein »maßgebender Funktionär« am andern Tage die Haltung seiner Behörde. Die Polizei ist unbewußt wie eine schöne Sünderin. »Wir haben mehrfache übereinstimmende Meldungen, daß es in der Sylvesternacht in der Innern Stadt eine ungewöhnlich große Menschenbewegung und lautes, zuweilen lärmendes Treiben gab«. Doch seien »bei den Sicherheitswachmännern keine Beschwerden vorgebracht worden«. Das klingt plausibel, und die einzigen Beschwerden, die vorgebracht wurden, betreffen auch wirklich bloß die Abwesenheit der Sicherheitswachmänner, bei denen man Beschwerden vorbringen wollte. Der maßgebende Funktionär muß sich ferner dagegen verwahren, daß man behauptet, in der Innern Stadt habe sich »Pöbel« Rendezvous gegeben: »Es war zum Teil elegantes, meist gut bürgerliches Publikum«. Der maßgebende Funktionär hat ganz Recht. Aber müßte sich nicht eher der Pöbel, in dessen Bezirken in der Sylvesternacht musterhafte Ordnung geherrscht haben soll, gegen die Verwechslung verwahren?

SILVESTERNACHT

Januar 1906

Das war eine Nacht! Die Hölle schien ausgespieen. Die Bande heiliger Ordnung entzwei. Durch die Kärntnerstraße rast ein Bacchuszug. Faune, die bis dahin Hilfsbeamte waren, necken Nymphen, die bis dahin an der Schreibmaschine saßen. Was Hände hat, knutscht, was Lippen hat, küßt, das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift. Volksschullehrer tanzen um einen Kirchturm, ein Bureaukrat sieht ein Einspännerpferd für den Amtsschimmel an und besteigt es. Bürgerfamilien kampieren auf dem Stefansplatz .... Der schrecklichste der Schrecken: Der Philister hat das Dionysische bekommen! Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei. Ja, die Prostituierten haben für diese eine Nacht die Kärntnerstraße den ~~Bürger~~familien geräumt, und infolgedessen ist das Schamgefühl gröblich verletzt worden. Weit und breit kein Wachmann. Sie, die sonst peinlich darauf achten, daß die Blicke der Strichmädchen nicht zu auffallend seien und daß das Angebot nicht zu laut die Nachfrage übertöne, haben heute, wo sich die Ehrbarkeit unzüchtig gebärdet und der Familiensinn, der von Dirnen nicht belästigt sein will, sich austobt, in der Kärntnerstraße nichts zu suchen. Die Polizei ist mit der Prostitution verschwunden, das freie Bürgertum behauptet das Feld. Es ist, als ob die Geistlosigkeit eines ganzen Jahres in dieser Nacht rekapituliert würde. »Ein älterer Herr drängte sich mit verzweifelten Gebärden durch die Menge, im Jammerton ausrufend: Ich habe meine Schwiegermutter verloren!«. »Ein alter Herr hatte seinen Stadtpelz umgekehrt, mit dem Rauhen nach außen.« »Ein junger Mann, elegant gekleidet, ließ sich von einem Dienstmann auf einem Schubkarren fahren.« Jugend und Alter aber vereinigten sich, die Tür eines Wagens, in dem eine kranke Frau und ihre Tochter saßen, mit den Worten aufzureißen: »Außa mit die Menscher!« Das war, wie die Schmöcke zugeben, »nicht der harmlose Wiener Humor mit seiner leichtlebigen Fröhlichkeit«. Wie sich der betätigt, weiß man. Wenn einst an die Vertreter aller Nationen die Frage gestellt werden wird, was sie auf Erden zum ~~Fortschritt~~ der Menschheit beigetragen haben, der Rechenschaftsbericht des Wieners vor seinem obersten Richter wird ~~man singe ihn fallweise hilflich~~ lauten: »Mir ham an Schampes trunken, a Bier dazu, an Wein ...« Nichts von dieser bloß der Brieftasche gefährlichen Harmlosigkeit war in der Silvesternacht zu spüren, in der die wachgewordenen Lebensgeister des Philisteriums die körperliche Sicherheit gefährdet haben. Und die Polizei? Sie hat sich, wie gesagt, bloß um Prostituierte zu kümmern. Und überdies glaubte sie auch deshalb nicht intervenieren zu müssen, weil die Verkehrsstörung, die sie sonst erst durchführen müßte, bereits im besten Gange war. Die Polizei ist bloß zur Stelle, wenn sie ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' ruft. Vor dem rechtfertigte ein »maßgebender Funktionär« am andern Tage die Haltung seiner Behörde. Die Polizei ist unbewußt wie eine schöne Sünderin. »Wir haben mehrfache übereinstimmende Meldungen, daß es in der Silvesternacht in der Innern Stadt eine ungewöhnlich große Menschenbewegung und lautes, zuweilen lärmendes Treiben gab.« Doch seien »bei den Sicherheitswachmännern keine Beschwerden vorgebracht worden«. Das klingt plausibel, denn die einzigen Beschwerden, die vorgebracht werden, betreffen auch wirklich bloß die Abwesenheit der Sicherheitswachmänner, bei denen man Beschwerden vorbringen wollte. Der maßgebende Funktionär muß sich ferner gegen verwahren, ~~daß man behauptet~~ in der Innern Stadt habe sich der »Pöbel« Rendezvous gegeben: »Es war zum Teil elegantes, meist gut bürgerliches Publikum«. Der maßgebende Funktionär hat ganz Recht. Aber müßte sich nicht eher der Pöbel, in dessen Bezirken in der Silvesternacht musterhafte Ordnung geherrscht haben soll, gegen die Verwechslung verwahren?